

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Dorf brachte, so wird Dir der neue „Bettler vom Rhein“ nur mit nahrhafter, leichtverdaulicher Kost aufwarten, woran Salz und Pfeffer und was sonst noch daran gehört, um sie wohlschmeckender und pikanter zu machen, nicht fehlen darf. Aber das kann ich Dich versichern, die Politik wird nicht die Hauptsache in seinem Kalender bilden. Er wird nicht einseitig das Eine in alle Himmel emporheben und das Andere verachten. Außer dem eigentlichen Zweck eines Kalenders, der Einteilung des Jahres in Monate und Tage, dem Verzeichniß der Messen und Jahrmärkte u. s. w., wird der „Bettler“ Belehrendes und Unterhaltendes in einer Weise bringen, daß es der Katholik wie der Protestant und Israelit ohne Anstoß lesen kann. Stände und Gebräuche, die der Leser achtet und verehrt, sollen nicht in's Lächerliche gezogen

oder gar verächtlich hingestellt werden, wie es mancher andere Kalender thut.

Wohl weiß der „Bettler“, daß über sein Programm Mancher die Nase rümpfen und sagen wird: „O Bettler, was bist du ein sonderbarer Kauz, du bist weder kalt noch warm!“ Ich aber frage Euch: Muß denn in einem Kalender absolut räsonnirt sein? Kann denn nicht auch einer existiren, der unparteiisch ist und eine gemäßigte Sprache führt? Glaube mir nur, lieber Leser, ich habe dies alles vorher reiflich erwogen, und Männer der verschiedensten Richtungen und Stellungen, mit denen ich darüber gesprochen, haben mich in meiner Ansicht bestärkt. Somit glaube ich nun, auch Du werdest mit mir einverstanden sein und dem „Bettler vom Rhein“ deine Aufmerksamkeit nicht versagen.



Und zieh' ich von dannen und es will mir sein
 Als sei man ihm gut dem Bettler vom Rhein:
 Da schwing ich den Hut und rufe laut:
 Leb't wohl lieber Bettler und Bäselein traut,
 Im nächsten Jahr seh'n wir uns wieder!

Wie der „Bettler“ in seinen jungen Jahren an den Rhein kam und wie es ihm da ergangen.

Der Frühling war in's Land gekommen und mit ihm stellte sich bei mir die Wanderlust ein. Meine Lehre hatte ich seit einem halben Jahre beendet und war seither als Gehilfe im gleichen Geschäfte angestellt; es war dies in Blaubeuren, einem Städtchen Württembergs.

Durch Verwendung eines Freundes erhielt ich eine Stelle als Setzer in einer Buchdruckerei in Kaiserslautern in der bayerischen Pfalz. Meinen Eltern, die nicht in Blaubeuren wohnten, theilte ich mein Vorhaben mit, und da sie zu weit von meiner Reiseroute entfernt wohnten, mein Vater war dazumal Schulmeister in Reichenbach im Murgthale, verabschiedete ich mich brieflich von denselben. Nach einigen Tagen erhielt ich Antwort. Vater und Mutter gaben mir Ermahnungen und ihren Segen für meine Zukunft.

Das Wanderbuch war indeß auch ausgefer-

tigt und mit oberamtlichem Siegel versehen worden, kraft dessen mir das Reisen im In- und Auslande gestattet wurde. Mein Lehrprinzipal schrieb mir ein gutes Zeugniß und empfahl mich darin allen Buchdruckereibesitzern auf's Angelegentlichste. Es war ein kleines Geschäft, in welchem ich die Buchdruckerkunst erlernte; dessen Inhaber war ein gelernter Apotheker, der erst in späteren Jahren, als er in den Besitz einer Buchdruckerei gekommen, sich mit dem Setzen und Drucken bekannt machte.

Ausgerüstet mit den nöthigsten Kenntnissen, soweit solche unter den gegebenen Umständen zu erwerben mir möglich gewesen waren, trat ich am Montag den 17. April 1853, nachdem ich mich von Freunden und Bekannten verabschiedet hatte, meine Reise an, und zwar per Omnibus nach Ulm. Im Vorbeifahren überschaute ich noch einmal alle die Orte, welche mir während meines fast 5jährigen Aufenthaltes lieb geworden waren. Es

ging vorbei am We-
 Beselein herrührt, da-
 sagen kam, nämlich:

weiter links lag
 die sehr gerne
 Tagwischen schlängel
 aus dem „Mantop“
 blüht, den die Stre-
 nahm ich nachmal's
 was mir hier lieb
 dann aber blühte ich
 ten beschäftigten sich
 In Ulm hielt ich
 besah das Münster
 alsdann ging es mit
 Des Reizen mit der
 es ging mir zu schu-
 ichen, auch bekam
 Gesslinger Steige hi-
 Unterland.

In Stuttgart ang-
 Kellegon, der ein Je-
 schüre angelernt hat-
 Buchdruckerei als E-
 selbe fragte mir das
 Schichten mehr ge-
 dessen Name daher
 die Firma des Hau-

Da ich in Stutt-
 mich nur kurz bei
 nach Ludwigsburg,
 mein Bruder als
 wigsburg besah ich
 in welchen die sog-
 deren Thurm sind
 gebracht, ihre melan-
 eigenthümlichen Giebel
 des Thurmes sind
 haben, welche
 stammen, sowie mehrere
 große zu sehen, welche
 nem Burgstier und
 sollen. Die unteren
 nicht lange; man ge-
 laufigt lieber dem
 Part ist, wie das
 ren die beiden Thore
 in einem Walde sich
 Nachdem ich mich
 der aufgehoben, um
 heilkrön. Die

ging vorbei am Metzgerfelsen, von dem das Verslein herrührt, das nicht Jeder schnell nachsagen kann, nämlich:

„s' leit e Klöyle Blei
Glei bei Blaubeure“;

weiter links lag das Ruffenschloß, eine Ruine, die sehr gerne von den Städtern besucht wird. Dazwischen schlängelt die „Blau“ dahin, welche aus dem „Blautopf“ entspringt. Beim letzten Ausblick, den die Straße nach rückwärts gestattete, nahm ich nochmals tiefbewegt Abschied von allem, was mir hier lieb und theuer geworden war — dann aber blickte ich vorwärts und meine Gedanken beschäftigten sich mit der Zukunft.

In Ulm hielt ich mich einige Stunden auf, besah das Münster und einen Theil der Festung; alsdann ging es mit der Eisenbahn Stuttgart zu. Das Reisen mit der Bahn befriedigte mich nicht, es ging mir zu schnell; man kann da nichts recht sehen, auch bekam ich das Gruseln, als es die Geislinger Steige hinab ging, von der Alb in's Unterland.

In Stuttgart angekommen, besuchte ich einen Kollegen, der ein Jahr vor mir im gleichen Geschäfte ausgelernt hatte und nun in der Cotta'schen Buchdruckerei als Setzer beschäftigt war. Derselbe zeigte mir das Geschäft und auch den bei den Gehilfen mehr gefürchteten als beliebten Faktor, dessen Name daher fast ebenso bekannt war wie die Firma des Hauses selbst.

Da ich in Stuttgart schon öfter war, hielt ich mich nur kurze Zeit darin auf und fuhr Abends nach Ludwigsburg, in dessen Nähe (in Hoheneck) mein Bruder als Lehrer angestellt war. In Ludwigsburg besah ich das Schloß und die Anlagen, in welchen die sog. Emichsburg sich befindet. In deren Thurm sind Aeolsharfen (Windharfen) angebracht; ihre melancholischen Töne machen einen eigenthümlichen Eindruck. In den untern Räumen des Thurmes sind Folterwerkzeuge, Waffen, alte Fahnen, welche zum Theil aus den Kreuzzügen stammen, sowie mehrere hölzerne Figuren in Lebensgröße zu sehen, welche den Grafen Emich mit seinem Burgpfarrer und Peter von Amiens darstellen sollen. Diese unheimlichen Gestalten fesseln einen nicht lange; man geht gerne wieder hinaus und lauscht lieber dem Gesänge der Windharfen. Der Park ist, wie das Schloß, großartig angelegt; wären die breiten Wege nicht, man würde glauben, in einem Walde sich zu befinden.

Nachdem ich mich einige Tage bei meinem Bruder aufgehalten, reiste ich am 22. April nach Heilbronn. Dasselbst bot sich mir schon Neues dar;

man konnte von hier aus auf dem Dampfsschiff nach Heidelberg fahren.

Ich nahm auf dem zunächst abfahrenden Schiffe einen Platz, es war das erste Dampfsschiff, welches ich sah. Während der Fahrt besichtigte ich dasselbe genau und entdeckte an der Spitze außen ein kleines Schiffschen, welches an dem Dampfsschiff aufgehängt war und da gar lustig in der Luft hin- und herschaukelte. Dieses kleine Rettungsboot war so einladend, daß ich dem Drang, in dasselbe hineinzusteigen, nicht widerstehen konnte. Ich nahm Platz darin und machte mir's bequem; die Gegend konnte ich hier mit aller Ruhe betrachten. Fast eine Stunde saß ich in meinem Schiffschen, als ich durch laute Stimmen vom Schiffe herüber in meinen Betrachtungen gestört wurde. Ich horchte, was es da gebe und hörte die laute Frage: Wo ist der junge Mensch, dem die Reisetasche in der Kajüte gehört? Ich richtete mich in die Höhe und sah hinüber in das Schiff. Ein allgemeines Gelächter erschallte, als man meiner ansichtig wurde. Der Kapitän rief mir zu, was ich da draußen in dem Nachen zu thun hätte, ich solle auf meinem Platze bleiben. Da war nun nichts zu machen, ich kehrte zu meiner Reisetasche in die Kajüte zurück. Der Kapitän machte mir Vorwürfe, ich habe die ganze Gesellschaft in Aufregung versetzt, man hätte mich schon längere Zeit vergebens gesucht und fürchtete, ich könnte in den Neckar gefallen sein. Es berührte mich dies unangenehm und ich fand, daß auch das Reisen seine Schattenseiten habe.

Ich hatte nicht viel Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Das Schiff legte an, wir waren in Heidelberg. Beim Aussteigen grüßte ich doch den Kapitän; er fragte mich freundlich, wohin ich reise, gab mir die Hand und ermahnte mich, wenn ich wieder auf ein Dampfsschiff komme, nur nicht mehr in das kleine Schiffschen zu steigen.

Wenn man, namentlich zum ersten Male, nach Heidelberg kommt, versteht sich's eigentlich von selbst, daß man auf's Schloß geht. Die kurze Mühe des Steigens wird reichlich belohnt durch das Großartige dieser Ruine sowohl als auch durch den Ausblick über die Stadt und den Neckar. Das große Faß, von dem ich schon oft gehört, mußte ich natürlich auch sehen. Ich fand so ein Faß, welches das ganze Jahr leer ist, aber doch unpraktisch. In der Stadt unten fielen mir besonders die Studenten mit ihren großen Hunden und ihren kleinen Mützen auf.

Andern Tags gings zu Fuß über Schwesingen nach Mannheim. Im berühmten Schwesinger Garten standen die Vogelhäuschen leer, auch wa-

ren die Springbrunnen nicht in Bewegung. Die Schönheit dieser Anlagen muß einen doppelt günstigen Eindruck machen, wenn die Wasserwerke im Gange sind.

Mannheim interessirte mich durch seine regelmäßige Bauart, aber es langweilte mich bald, da eine Straße fast ganz d'r andern gleicht. Als etwas Neues galt mir die Kettenbrücke über den Neckar. — Im silbernen Anker, wo ich übernachtete, fiel mir besonders ein Plakat im Wirthszimmer auf, welches den Gästen bedeutete, daß man hier weder singen noch pfeifen dürfe. Da war es doch im Adler in Blaubeuren, wo ich Kost und Logis hatte, anders: dem Adlerwirth konnten die Gäste keinen größeren Gefallen thun, als wenn sie ein munteres Lied anstimmten, denn dabei wurde auch wacker getrunken. Ich konnte nicht begreifen, daß der Wirth zum „silbernen Anker“ seinen Vortheil nicht besser verstand.

Meine Reise ging nun über den Rhein nach Ludwigshafen. Lange verweilte ich auf der Brücke und schaute den Strom hinauf und hinunter.

Mein lange gehegter Wunsch war erfüllt, den Rhein in nächster Nähe zu sehen, den viel besungenen Strom, den jeder Deutsche mit Stolz seinen Strom nennt.

Von Ludwigshafen benutzte ich die Eisenbahn nach Kaiserslautern, wo ich Sonntag Vormittags ankam. Etwas verzagt ging ich in das Geschäft, in dem mir eine Stelle zugesichert war, und stellte mich dem Prinzipale vor. Ich wurde freundlich aber für den Augenblick als unerwartet empfangen. Mein Prinzipal fragte mich, ob ich denn seinen letzten Brief von dem und dem Datum nicht erhalten hätte, und da ich dies verneinte, sagte er, daß er mir in diesem Briefe geschrieben habe, ich könnte erst in 14 Tagen in die mir zugesagte Stelle eintreten. Diese Nachricht war mir nicht erfreulich und doch sah ich nach dem mir Mitgetheilten ein, daß die Sachlage nicht zu ändern war. Ich entschloß mich daher, noch eine kleine Reise zu machen in der Weise, daß ich nach 14 Tagen wieder in Kaiserslautern eintreffen würde. Meinem Prinzipale war dieser Entschluß willkommen, allein mir sollte er verhängnißvoll werden. —

Andern Tags reiste ich von Kaiserslautern

wieder ab. Mein Plan war, durch die Pfalz nach Karlsruhe, Straßburg und auf der linken Seite des Rheines wieder herunter zu reisen. Mit dieser Tour hoffte ich die 14 Tage recht angenehm herzubringen. Ich passirte die Städte Homburg, Zweibrücken, Pirmasens, Annweiler, Landau ohne besonderes Vorkommniß. Von Landau kam ich über Langenkandel an den Rhein, nach Marxau und Karlsruhe.

Am Thore dieser Stadt bewillkommte mich ein Polizeimann mit der Frage, ob ich „Schriften“ bei mir habe. Ich zeigte ihm mein Wanderbuch; als er es durchblättert, sagte er: „Kommen Sie herein auf die Wachtstube, Sie müssen ihre Effekten durchsuchen lassen.“ „Meine Effekten durchsuchen?“ fragte ich verwundert. „Ja wohl“, sagte der Polizeimann, „das muß sich hier Jeder gefallen lassen, ob er zu Fuß oder zu Wagen ankommt.“ Ich folgte ihm in die Wachtstube und



So mußte ich neben ihm hergehen vom Thore bis zur Polizei.

übergab ihm meine Reisetasche. Er öffnete sie und nahm Stück für Stück heraus. Ploßlich fuhr er mit der Hand zurück, als ob ihn eine Schlange gebissen hätte. „Was haben Sie hier in der Tasche“, fragte er und deutete mit den Fingern in eine Ecke derselben. „Eine Pistole“, war meine Antwort. Es kam mir fast lächerlich vor, daß ein Polizeimann so erschrecken konnte eines so kleinen Puffers wegen.

„Eine Pistole?“ sagte er, „so, wissen Sie nicht, daß das Tragen von Waffen bei uns strengstens verboten ist? Das gibt Ihnen eine böse Geschichte, junger Mann, dafür werden Sie bekommen!“ Ich sagte, daß ich von dem Verbot nichts gewußt habe und fragte, was ich denn dafür bekommen werde? „Wenigstens 14 Tage nach Durlach“, gab er mir zur Antwort. „Nach Durlach?“ fragte ich verwundert, denn dieser Ort war mir unbekannt, allein die damit verbundenen 14 Tage ließen mir ihn sehr verdächtig erscheinen. „Packen Sie ein und kommen Sie mit, Sie sind arretirt!“ war die Antwort auf meine Frage. Der Polizist legte die Pistole auf mein Wanderbuch und hielt beides vor sich hin, wie man einen Orden auf dem Rücken einherträgt, damit ihn die Leute recht gut sehen können. So mußte ich neben ihm hergehen vom Thore bis zur Polizei.

hier empfing uns
Schmerzbart, den
weiter italire. Der
und nichts weniger
suchte die Pistole,
der mich arretirt
meiner Reisetasche
eine Reisetasche
ein Zeitungsbilan-
zung an darin zu
mich zu und ich
revolutionäre Zeit
Koffart steht!
mit samt dem
Schreden zum
Kaiserslautern
zu kennen, und es
zeigte, auch wenn
als die Nachricht
ort. Die Prophe-
die des Wochens
Entes erwartet. Er
das Bewußsein, de
Reel und das
nicht mehr üblich
Nach einiger
sachungsrichter ge-
berühmten Gmber
über Bohrer und
ein Waise zu tragen
Kunin meiner
die Waise zu
Der Waise reiß
meine Heimat
über mich zu er-
meine Angaben
dieser Nachrichten
hoff nehmen.
Ich sollte also
ein Verbrecher?
ganz wuthlos und
Unterjohannis-
ficherung, die Ent-
nigen zu wollen,
als richtig erwie-
schleim ausfallen.
Ich würde nun
übert. Dieser er-
sonnige Sachen ab-
sehr theilnehmend
führen in die
schaft zu bringen,
kamme. Demnach
dem ordentlichen

Hier empfing uns ein alter Mann mit weisem Schnurrbart, den mein Begleiter Herr Wachtmeister titulierte. Der Herr Wachtmeister betrachtete mich nichts weniger als freundlich. Er untersuchte die Pistole, währenddem der Polizist, welcher mich arretirt, weitere Meldung machte. Auch meiner Reisetasche schenkte der Herr Wachtmeister seine Aufmerksamkeit und entdeckte in derselben ein Zeitungsblatt: er setzte die Brille auf und fing an darin zu lesen. Plötzlich stürzte er auf mich zu und schrie: „Was, Sie führen auch noch revolutionäre Zeitungen mit sich, in denen vom Kossuth steht! Ihr werdet noch gehenkt mit sammt dem Kossuth!“ Ich konnte vor Schrecken kaum sprechen. Das Blatt hatte ich in Kaiserlautern mitgenommen, ohne dessen Inhalt zu kennen, und es stand, wie ich mich jetzt überzeugte, auch weiter nichts von Kossuth darin, als die Nachricht von seinem damaligen Aufenthaltsort. Die Prophezeiung des Polizisten und erst die des Wachtmeisters ließen mich hier nichts Gutes erwarten. Einigen Trost gewährte mir aber das Bewußtsein, daß ich ja doch kein schlechter Kerl und das Aufhängen in deutschen Landen nicht mehr üblich sei. —

Nach einiger Zeit wurde ich vor den Untersuchungsrichter geführt. Dieser Herr machte einen beruhigenden Eindruck auf mich. Er fragte mich über Woher und Wohin, und wie ich dazu komme, eine Waffe zu tragen. Ich gab an, daß ich beim Antritt meiner Reise ängstlich gewesen sei und die Waffe zu meiner Sicherheit bei mir führe. — Der Richter eröffnete mir hierauf, daß er in meine Heimath schreiben werde, um Zeugnisse über mich zu erhalten und um zu erfahren, ob meine Angaben richtig seien; bis zum Eintreffen dieser Nachrichten müsse er mich in Untersuchungshaft nehmen.

Ich sollte also in's Gefängniß. War ich denn ein Verbrecher? Bei diesem Gedanken wurde ich ganz muthlos und fing an zu weinen. Der Herr Untersuchungsrichter tröstete mich mit der Versicherung, die Sache so viel wie möglich beschleunigen zu wollen, und wenn meine Angaben sich als richtig erweisen würden, werde es nicht so schlimm ausfallen.

Ich wurde nun dem Gefängnißwärter überliefert. Dieser ersuchte mich, die Uhr, Geld und sonstige Sachen abzugeben, erwies sich dabei aber sehr theilnehmend. Er tröstete mich beim Hinausführen in die Zelle und versprach mir Gesellschaft zu bringen, wenn ein „ordentlicher Mensch“ komme. Demnach konnte es also auch jedem andern ordentlichen Menschen passiren, hier einlogirt

zu werden. Wir traten in die Gefängnißzelle. Kam mir schon das Rasseln der Schlösser und Riegel schauerlich genug vor, so waren es nun die kahlen weißen Wände, welche mich wie ein Leichentuch anstarrten. Es standen zwei Gestelle da mit grauen Teppichen zugedeckt. „Das hier ist ihr Bett“, sagte der Gefängnißwärter, auf eines derselben deutend, und verabschiedete sich bei mir. Die Riegel wurden vorgeschoben und die Tritte meines Wärters verhallten nach und nach in dem Thurm. Jetzt erst wirkte das Ereigniß mit seinen Folgen erdrückend auf mich ein.

Mit welch' frohen Hoffnungen hatte ich diese Reise angetreten, und wo befand ich mich jetzt! Hatte ich wirklich ein solches Verbrechen begangen, daß ich Gefängnißstrafe verdiente? — Und gar noch der Wachtmeister mit seiner Prophezeiung!

Durch die Jahre 1848 und 1849 war ich so an den Umgang mit Waffen gewöhnt, daß ich nichts Besonderes darin fand, eine Pistole nachzutragen. Wenn damals die Blaubeurer Bürgerwehr ausrückte, waren wir jungen Leute immer dabei, trugen den Bekannten die Musketen und durften dafür auch hie und da schießen. Später gingen wir auf eigene Faust Sonntags hinaus, um zu schießen, und es hatte bald Jeder seine eigene Pistole. — Es war dies freilich ein großer Unfug, allein das überlegten wir nicht; die Männer machten es ja auch so.

So war ich eines Sonntags schon Morgens um 3 Uhr auf den Beinen, um mit einem Nachbar und seinem Gesellen auf die „Jagd“ zu gehen. Der Meister hatte seine Doppelbüchse, der Geselle die Muskete und ich eine Flinte umgehängt. Der Geselle trug außerdem noch einen großen Sack, um das erlegte Wild darin heim zu tragen. Wir stiegen am Blautopf den Berg hinauf, um oben auf der Alb im Walde zu jagen. Als wir in den Wald kamen, wimmelte es bereits von Bauern aus den umliegenden Ortschaften; jeder wollte doch auch wenigstens ein Häslein erlegen. Fast hinter jedem Baum stand ein solcher Sonntagsjäger; die Buben waren mit Prügeln bewaffnet und verführten einen Mordspektakel. Daß da die Jagd mager ausfiel, versteht sich von selbst. Ein einziges Häslein sahen wir, es machte uns ganz in der Nähe seine Aufwartung, possirlich auf den Hinterfüßen stehend. Alle drei schossen darnach; das Häslein steht immer noch da und sieht uns an; erst als wir wieder laden, springt es lustig auf und geht langsam weiter in den Wald hinein. Beim Nachhausegehen steckten wir statt eines Hasen die Gewehre in den Sack und schämten uns ob unserer Jächtelei.

In der Neujahrsnacht hatte ich mitgeholfen, die Nachtwächter zu foppen, indem wir bald aus diesem, bald aus jenem Winkel hervorschoffen. Und wie willkommen war es mir, als mir mein Hausherr, der Adlerwirth, eines Sonntag Nachmittags sagte, seine Frau sei heute Mittag Gevatterin bei einer Taufe. Ich merkte gleich, was er damit wollte. Aus dem Adler, ganz nahe bei der Kirche, krachte es bald darauf, bald vorn, bald hinten und bald auf der Seite hinaus, daß es eine Freude war. Die Polizei kam gelaufen, aber das machte eben die Sache interessant. — Alles dies ging mir jetzt durch den Sinn und es kam mir immer mehr der Gedanke, daß ich doch nicht so ganz unschuldig sei und jetzt für diese Streiche büßen müsse.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als ich Dritte vernahm, sie näherten sich meiner Thüre und es wurde aufgeschlossen. „So, hier bringe ich Ihnen Gesellschaft, unterhalten Sie sich gut“, sagte der Gefangenwärter, Er brachte mir einen großen Mann, mehrere Jahre älter als ich.

„Bist Du der, bei dem die Pistole gefunden wurde?“ redete mich dieser an, als wir allein waren. Ich bejahte dies und sah ihn verwundert an, weil er mich mit „Du“ anredete. „Woher wissen Sie dies?“ fragte ich ihn. „Drumten in der Wachtstube habe ich's gehört. Es ist da alles in Aufregung über diesen Fall. Der Wachtmeister ist ganz wild, er gab dem Polizeibediener, der Dich arretirte, einen tüchtigen Verweis, weil er nicht zuerst fragte, ob Du Waffen bei Dir führst.“ Ich war froh, daß der Polizist diesen Fehler beging, denn wer weiß, ob ich nicht „nein“ gesagt und dadurch meine Lage viel schlimmer gemacht hätte, als sie jetzt war. „Haben Sie sonst noch etwas darüber gehört?“ fragte ich meinen Genossen. „Ja wohl“, jagte er, „aber vor Allem will ich Dir sagen, daß man im Arrest per „Du“ mit einander spricht. Was steht überhaupt noch da und hast Rock und Stiefel an, zieh's aus, dann legen wir uns auf die „Britsche“ und machen es uns bequem.“ „Der Wärter hat mir gesagt, man dürfe am Tage nicht auf das „Bett“ liegen“, sagte ich. Der „Ordentliche“ lachte mich aus und war mit einem Satze auf der grauen

Decke. Ich setzte mich auf den Rand. „Was hast Du denn mit dem Kossuth!“ fragte er weiter. „Nichts, ich kenne den Kossuth gar nicht“, sagte ich und erzählte, wie ich hieher gekommen. „Nun, da unten machen sie ein Aufhebens, als ob wunder was vorgefallen sei“, sagte mein Mitgefänger und erzählte mir, daß er von Freiburg und ein Küfer sei; er sei nach Karlsruhe gekommen, um Arbeit zu suchen. Ein Polizist habe ihn angehalten, und weil er keinen Ausweis hatte, arretirt. Mein nunmehriger Stubengenosse meinte, es könne Einem gegenwärtig leicht passiren, daß man in die Hände der Polizei falle, und es sei dies bei ihm auch nicht das erste Mal. Ich sollte mich deshalb nicht so darüber ängstigen, es werde nicht zum Schlimmsten ausfallen. Als ich erwiderte, daß ich mich eben doch schäme, wenn jetzt, nachdem ich kaum 14 Tage von Hause fort sei, schon Nachricht dahin komme, daß ich in Karlsruhe eingesperrt sei, sagte dieser: „Ach was, das ist nicht so gefährlich; im Gegentheile, das ist eine gute Vorbedeutung, Du hast jetzt schon das Ehrenbürgerrecht im badischen Land erworben!“ —



Alle drei schossen darnach.

Unter allerlei Gesprächen rückte der Abend heran; es bekam jeder ein Schüsselchen voll Suppe zum Nachtessen, und als dieselbe verzehrt war, legten wir uns zum Schlafen nieder. Bei mir wollte sich der Schlaf jedoch nicht einstellen, es quälten mich allerlei Gedanken, dabei fühlte ich bald da, bald dort am Körper ein Beißen und Brennen. Endlich gegen Morgen schlief ich ein und erwachte durch das Rufen meines Genossen. Die dienstbaren Geister des Gefängnißwärters machten sich hörbar. Wir kleideten uns schnell an, indeß die Thüre aufgeschlossen wurde. Mein Genosse öffnete ein Kästchen und nahm ein großes Gefäß heraus, mir bedeutete er, daß ich ihm mit dem Wasserkrug folgen solle. Ich faßte frisches Wasser, dann wurde der Arrest gekehrt und die „Betten“ gemacht, wobei mein nunmehriger Dußfreund eine Fertigkeit zeigte, als ob er dieses Geschäft nicht zum ersten Male verrichtete.

Nachdem wir wieder allein waren, klagte ich über die schlaflose Nacht wegen dem Beißen und Brennen. „Das sind Wanzen“, beehrte mich mein Kollege, denen wollen wir gleich zu Leibe

gehen. Er hob die
die Höhe und nach
Jage der Pestille.
haben wir schon eine
auch finden“. Und er
an diesen Thierchen
Reinvertrieb.

Am zweiten Tage
schaffte, erhielt aber
Man brachte einen
Dorje in der Nähe
wegen Schlägerei
Dieser trieb allerhand
berühmten bringen gen
stellen heruntertragen
an das Fenster hina
zu sehen. Dieser Ge
eine untenstehende S
sprach, oder sie so
wider etwas Neues.
Wale die Luft ver
oben aus zu betrau
solchen Empfang nicht
lange, so kam der
die Wirkung vom
war, und lapidete dem
Tage war seine
allein. — Das
hmedem wollte,
kennt ich schlaie
tilgt ohne Zerk
Am 5. Tage me
ich jagte mit Sch
lich raselte es im
aufgeschlossen und
ziehen. Sie kommen
ich jeden Tag darau
war ich jetzt. Des
und ich folgte ih
Dieser Herr richtete
mich wie bei me
gleichen Antworten
er mir, daß Nach
mit einem Zeng
in Freiheit zu setze
als Strafe betrachte
zur Deckung der
Der Herr Unter
Polizeiman, der m
wieder in seine Z
hinunter und im
wieder dem Wacht
mich aber keine
Zimmer, aus dem er

gehen. Er hob die Matratze in einer Ecke in die Höhe und stach mit einem Hölzchen in eine Fuge der Bettstelle. „Siehst Du“, rief er, „da haben wir schon eine, die andern werden wir auch finden“. Und richtig, es war kein Mangel an diesen Thierchen. Nun, wir hatten doch einen Zeitvertreib.

Am zweiten Tage verlor ich meinen Gefellschafter, erhielt aber andern Tags wieder Ersatz. Man brachte einen jungen Burschen aus einem Dorfe in der Nähe von Karlsruhe zu mir, der wegen Schlägerei zwei Tage zu sitzen hätte. Dieser trieb allerhand Unfug, er hatte ein Messer hereinzubringen gewußt, mit dem er an den Bettstellen herumkrazte und schnitt. Auch kletterte er an das Fenster hinauf, um in die Stadt hinunter zu sehen. Dieser Genuß dauerte aber nicht lange; eine untenstehende Schildwache rief ihm zu, zurückzugehen, oder sie schieße hinauf. Das war mir wieder etwas Neues. Ich hatte auch schon einige Male die Lust verspürt, die Segend von da oben aus zu betrachten, hätte aber an einen solchen Empfang nicht gedacht. Es dauerte nicht lange, so kam der Gefangenwärter herauf, dem die Meldung vom Hinaussehen gemacht worden war, und kapitelte den Burschen tüchtig ab. Andern Tags war seine Zeit um und ich war wieder allein. — Das Essen, das mir Anfangs gar nicht schmecken wollte, war ich nun gewöhnt, auch konnte ich schlafen, denn die Wanzen waren vertilgt ohne Insektenpulver.

Am 5. Tage meiner Gefangenschaft erwartete ich sogar mit Sehnsucht das Mittagessen. Endlich raffelte es im Gange, meine Thüre wurde aufgeschlossen und ein Mädchen rief herein: „Anziehen, Sie kommen in's Verhör!“ So sehnsüchtig ich jeden Tag darauf gewartet hatte, so überrascht war ich jetzt. Der Gefangenwärter kam bald und ich folgte ihm zum Untersuchungsrichter. Dieser Herr richtete dieselben Fragen wieder an mich wie bei meiner Gefangennahme; ich gab die gleichen Antworten wie damals. Hierauf eröffnete er mir, daß Nachricht von Hause gekommen sei mit einem Zeugniß, welches ihn veranlasse, mich in Freiheit zu setzen; die Untersuchungshaft werde als Strafe betrachtet und die Pistole konfisziert zur Deckung der Kosten.

Der Herr Untersuchungsrichter schellte und der Polizeimann, der mich einbrachte, nahm mich wieder in seine Obhut. Er führte mich eine Treppe hinunter und im nächsten Augenblick stand ich wieder dem Wachtmeister gegenüber. Er würdigte mich aber keines Wortes, ging in ein anderes Zimmer, aus dem er nach einigen Minuten wieder

zurückkehrte. „Gehen Sie diese zwei zum nächsten besten Thor hinaus“, schrie er den Polizeidiener an, indem er mir einen zornigen Blick zuwarf. Diese zwei, frug ich mich, wen denn noch? Meine Frage wurde bald gelöst. Aus einem Winkel kroch eine weibliche Gestalt und tappte der Thüre zu. Der Polizeidiener winkte mir, zu folgen. Als wir auf der Straße waren, betrachtete ich meine Begleitung näher. Es war ein Mädchen in den zwanziger Jahren; sie weinte heftig, daß man sie so unschuldiger Weise und auch noch in den Dunkelarrest eingesperrt, daß sie jetzt im hellen Sonnenschein gar nichts sehe; sie ging deshalb auch dicht neben dem Polizisten. Ich aber fand keinen Gefallen an solcher Begleitung, zumal ich sah, als wir an einer Wache vorbei kamen, daß die Soldaten auf das Mädchen deuteten und wie die Spitzbuben dazu lachten. — Das nehme ich dem Wachtmeister heute noch übel, daß er mich in solcher Gesellschaft zur Stadt „hinausjagen“ ließ. Damit mir jedoch Niemand ansehe, daß ich dazu gehöre, marschirte ich vor den Zweien voraus, was der Polizist auch ruhig geschehen ließ.

Am Thore übergab er mir mein Wanderbuch und sagte, ich solle genau beachten, was darin stehe. Ich schlug das Buch auf und las:

„Inhaber wurde wegen Besitzes einer Waffe von ungewöhnlicher Beschaffenheit dahier bestraft und mit 24 Stunden Frist bei Pforzheim über die Grenze gewiesen.

Karlsruhe, 4. Mai 1853.

Gr. Polizeibureau.“

Bei Pforzheim über die Grenze gewiesen — und ich wollte doch in die Rheinpfalz? Das war noch härter für mich als die 5 Tage Arrest. Ich mußte also wieder hin, wo ich hergekommen, nach Württemberg — das sah wieder dem Wachtmeister gleich.

Mit solchen Gedanken kam ich nach Durlach. Der Hunger machte sich immer bemerklicher, denn ich war ja zur selben Zeit, als die anderen Gefangenen das Essen bekamen, entlassen worden; auch meinen beiden Stubengenossen erging es so. Ob dies aus Sparsamkeit oder zur Strafverschärfung so gehalten wurde, kann ich nicht sagen. Ich kaufte mir eine Wurst und ein Stück Brod und verzehrte dies, als ich Durlach im Rücken hatte. Da einkehren wollte ich nicht, es war mir zu nahe bei Karlsruhe. Gegen Abend kam ich nach Pforzheim und nahm allda mein Absteigequartier im schwarzen Adler, der mir als gutes Gasthaus von zwei Herren empfohlen wurde, die mir vor der Stadt begegneten. Da ich sehr müde war, ging ich früh zu Bette. Zum ersten Mal

überkam mich wieder ein Wohlbehagen, als ich in dem weichen Federbette lag, und ich schlief bis in den hellen Morgen hinein. Zum Aufstehen pressirte es mir noch nicht; ich hatte ein schönes Zimmer und wollte nun meine Freiheit genießen. Es kam ja hier Niemand, der mich aufstehen, das Zimmer kehren und noch andere Geschäfte verrichten hieß, hier war ich mein eigener Herr. Es wurde mir allmählig auch heiterer zu Muth. Gegen 8 Uhr ging ich hinunter in das Gastzimmer und bestellte Kaffee. Wie schmeckte dieser so gut nach der seitherigen Morgen Suppe! Als ich so in den Wohlgeruch meines Kaffees mich vertiefte, fing es mit mehreren Glocken an zu läuten; ich ging an's Fenster und sah die Leute sonntäglich gekleidet. — Es konnte doch nicht Sonntag sein. — „Was gibt's denn heute in Pforzheim, daß es mit allen Glocken läutet und die Leute im Sonntagsstaate sind?“ frug ich die Frau Wirthin. Diese sah mich mit großer Verwunderung an und sagte: „Wissen Sie denn nicht, daß heute das Himmelfahrtsfest ist?“ „Nein, das wußte ich nicht“, sagte ich, „denn wo ich zuletzt war, hatte man keinen Kalender.“ „Ja, wo waren Sie denn zuletzt?“ „In Karlsruhe, im Arrest!“ Die Frau Wirthin machte bei dieser Antwort ein Gesicht, als wollte sie sagen: Von da weg gehören Sie nicht im „Schwarzen Adler“ einlogirt. Als ich der Frau aber erzählte, wie es mir ergangen, war sie wieder freundlich.

Es war 9 Uhr Morgens, ich saß noch im Gastzimmer, rauchte eine Cigarre und las in den Zeitungen. Hatte ich vorhin die Wirthin überrascht durch meine Frage, so sollte dieß nun mir zu Theil werden. Ein Polizeimann trat in das Wirthszimmer mit der Frage, ob Jemand hier übernachtet sei. „Dieser Herr“, sagte die Wirthin, nach mir deutend. „Haben Sie Schriften?“ frug mich der Polizist. Ich bejahte es und hielt ihm mein Wanderbuch hin, indem ich in meiner Zeitung weiter las.

„Aber Sie, Mensch, wie kommen Sie mir vor?“ redete mich der Polizist nicht sehr freundlich an, „wissen Sie denn nicht, was hier in diesem Buche steht? Sie sind ja des Landes verwiesen!“ „Ich weiß es wohl“, sagte ich, „aber sehen Sie, dieses wurde mir gestern Mittag um 12 Uhr in Karlsruhe eingeschrieben, und nach meiner Erkundigung kann ich noch bequem heute bis 12 Uhr an die Grenze kommen, wenn ich um 10 Uhr hier weggehe.“ Der Polizist schien durch meine Antwort etwas erheitert und erklärte mir die Bedeutung der Ausweisung dahin, daß dies nicht von der Stunde abhinge, sondern ich dürfe mich im ba-

bischen Lande gar nicht mehr aufhalten. „Seien Sie froh, daß an meiner Stelle nicht ein Gensdarm hierher kam, denn dieser hätte Sie sofort arretirt. Ich rathe Ihnen, die Stadt sogleich zu verlassen.“

Ich dankte ihm für seine Rücksicht, bezahlte und verabschiedete mich vom „Schwarzen Adler“, wo ich's so behaglich gefunden.

An der Grenze angelangt, hatte ich, offen gestanden, weder beim Anblick des badischen noch des württembergischen Wappens eine besondere Freude. Ich blieb hier unentschlossen stehen, bald vorwärts, bald rückwärts blickend. Dem Ausweisungsbefehl hatte ich genügt, aber wohin jetzt weiter? Nach Hause? Unter keinen Umständen. Zurück in's Badische durfte ich auch nicht und noch weniger konnte ich hier auf der Grenze stehen bleiben. Also vorwärts auf's Gerathewohl!

Nach ein paar Stunden kam ich in das württembergische Städtchen Baihingen. Hier mußte unter allen Umständen ein Entschluß gefaßt werden, wie ich nach der Pfalz kommen könnte. Ich hätte etwas darum gegeben, wenn mir auf der Straße draußen ein rechter Vagabund begegnet wäre; denn ich war der Meinung, daß ein solcher mir den besten Rath ertheilen könnte. Da mir aber dieses Glück nicht zu Theil geworden, hoffte ich in Baihingen eine Wirthschaft aufzufinden, in der Handwerksburschen verkehrten. Vielleicht, dachte ich, findest du da Einen, der auch schon einmal mit der Polizei in Konflikt gerathen und sich wieder herausgebissen hat. Ich fragte Niemanden, sondern ging eben wieder auf's Gerathewohl durch's Städtchen, rechts und links die Wirthshäuser musternd. Es herrschte jedoch in allen eine für mich unheimliche Stille.

Ich war beinahe am Ende des Städtchens, als ich ein Geräusch von Stimmen vernahm; ich horchte und es war mir, als müßte dasselbe aus einem noch etwas weiter draussen liegenden Hause kommen. Wichtig, nach einigen Schritten konnte ich außer Zweifel sein; am Hause, woraus der Lärm kam, war ein Gambrinus angebracht, der den Vorübergehenden den gefüllten Humpen entgegenstreckte. Das Herz lachte mir im Leibe, nicht wegen des Humpens, sondern weil der Stalbal da drinnen immer ärger wurde, je näher ich kam. Hier müssen wohl Leute sein, wie ich sie suche, sagte ich mir, und steuerte auf das Wirthshaus zu.

Als ich in die Wirthsstube eintrat, stand ein Mann in Mitte derselben und hielt eine Rede oder vielmehr er räsonnirte über Steuern, Gesetz u. s. w., während die Andern ihm aufmerksam

zohörten. Ich fand so
zahlreich waren die Ge
fürhalten gehörten
hande an.

Ich hatte gefunden
unter den Völkern
am besten rathen
der Ende Zehende
dessen aber hielten
drei ihre Reden, wo
man schier taub
lange warten könnten
Andern über mein
und wer weiß? in
Rechte fortzihen.

Kurz bekommen
meinen Stuhl und
herren!“ Ich erin
daß diese Rede im
wurde. Sie that
wurde plötzlich mi
wundert noch dem
guten Paate setzte ich
kurz, wie es mir
und bei um einen gut
heit. Kann hatte
Redner wieder in die
also: Was! das
gehen? Gehn Sie
ruhe; was mich
sondern Ihnen auch
denn Sie sind ein
Ich war wenig
neben mir hieße
dem Kopfe und ja
da müssen Sie
etwas anderes
haben müssen, ist
buch, und das zu
schönste Gelegenhe
gegennützig krank
früher befragt
ein altes, gutes Män
ich bitten, dürft er
Gehen Sie aber gleich
und schon 1 Uhr
nach dem Hut und
Den Herrn Stadtrath
wirklich ein altes,
höflich bitten, mir
sagte ich. „So
nicht wahr?“ fragte
beißt durchlan. H
Karlsruhe! Wü

zuhörten. Ich fand kaum noch ein Plätzchen, so zahlreich waren die Gäste, und nach meinem Dafürhalten gehörten sie sämmtlich dem Arbeiterstande an.

Ich hatte gefunden, was ich gesucht. Aber wie unter den Vielen Denjenigen herausfinden, der mir am besten rathen könnte? Endlich hatte der in der Stube Stehende seine Rede beendet, statt dessen aber hielten nun an jedem Tische zwei oder drei ihre Reden, wodurch ein Lärm entstand, daß man schier taub wurde. Ich sah, daß ich da lange warten könnte, bis ich mit Einem oder dem Andern über meine Angelegenheit reden könnte und wer weiß? in der Zeit könnte gerade der Rechte fortlaufen.

Kurz besonnen stund ich daher auf, stieg auf meinen Stuhl und schrie aus Leibeskräften: „Meine Herren!“ Ich erinnerte mich aus dem 48er Jahre, daß diese Anrede immer mit Beifall aufgenommen wurde. Sie that auch hier ihre Wirkung; es wurde plötzlich mänschenstill und Alle sahen verwundert nach dem jungen Bürschlein. Nach einer guten Pause setzte ich meine Rede fort und erzählte kurz, wie es mir in den letzten Tagen ergangen und bat um einen guten Rath in meiner Angelegenheit. Kaum hatte ich mich gesetzt, trat der erste Redner wieder in die Mitte der Stube und rebete also: „Was! das hat man Ihnen in Karlsruhe gethan? Gehen Sie direkt wieder nach Karlsruhe; man muß Sie nicht nur frei passiren lassen, sondern Ihnen auch die Waffe wieder herausgeben, denn Sie sind ein deutscher Mann!“

Ich war wenig erbaut von dieser Rede. Ein neben mir sitzender älterer Mann schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Das ist nichts, auf den da müssen Sie nicht hören. Ich will Ihnen etwas anderes sagen. Das erste, was Sie jetzt haben müssen, ist ein gutes Visa in Ihr Wanderbuch, und das zu bekommen, haben Sie hier die schönste Gelegenheit. Unser Stadtschultheiß ist gegenwärtig krank und das Visiren der Wanderbücher besorgt für ihn der Stadtrechner; das ist ein altes, gutes Männlein, wenn Sie den freundlich bitten, visirt er Ihnen, wohin Sie wollen. Gehen Sie aber gleich, denn es ist heute Festtag und schon 3 Uhr Nachmittags. Ich griff sogleich nach dem Hut und ging in die Stadt hinein. Den Herrn Stadtrechner hatte ich bald gefunden, wirklich ein altes, liebes Männchen. „Möchte höflich bitten, mir nach Kaiserslautern zu visiren“, sagte ich. „So, das liegt in der Rheinpfalz, nicht wahr?“ fragte er, indem er den Ausweisungsbefehl durchlas. „Haben da Malheur gehabt in Karlsruhe! Wünsche Ihnen nun glückliche Reise!“

Mit diesen Worten übergab er mir mein Wanderbuch mit dem neuen Visa: „Nach Kaiserslautern.“ Ich dankte und ging freudig nach dem Wirthshause zurück. Mein Rathgeber belehrte mich nun weiter, ich solle jetzt direkt wieder nach dem Badischen zusteuern, und zwar über Maulbronn nach Bruchsal, von da aus solle ich mit der Bahn nach Mannheim fahren, er glaube, daß ich auf diese Weise unangefochten durchkomme.

Nachdem ich mich etwas restaurirt, verabschiedete ich mich mit herzlichem Danke von meinem Rathgeber. Mit gutem Muthe und rüstigen Schritten ging es vorwärts, so daß ich Abends noch Maulbronn, ebenfalls ein württembergisches Städtchen, erreichte, wo ich in der „Post“ übernachtete. Den andern Morgen war ich schon vor Sonnenaufgang auf der Landstraße. Es war mir wieder recht lustig zu Muthe; ich sang und piff mit den Vögeln um die Wette und machte Schritte, als ob ich mich als Schnellläufer produziren wollte.

Es galt aber auch, jetzt ein Wagestück auszuführen, von dessen Gelingen oder Mißlingen viel für mich abhing. Heute mußte ich das Land durchreisen, aus welchem man mich gestern ausgewies. Ich plagte mich nicht mit Nachdenken über die Folgen, welche das Mißlingen nach sich ziehen könnte. Ein leichter froher Muth hatte sich meiner bemächtigt und ich dachte nur an das Gelingen des Planes.

In Bretten kaufte ich mir eine Brille, die ich aufsetzte, und die Flügel meines Halstuches ließ ich lustig im Morgenwinde über die Achseln hinaus flattern. So ausgestattet marschirte ich gen Bruchsal. Am Eingange dieser Stadt stand ein Polizeidiener, als ob er mich erwartet hätte. Jetzt galt es, Kurasch zu zeigen. Ich ging schnurstraks auf ihn zu, zog die Uhr aus der Tasche und fragte ihn nach dem nächsten Weg zum Bahnhofe, da ich nach Heidelberg wollte. Er zeigte mir denselben mit der Mahnung: „beeilen Sie sich aber, dann reichts noch auf den Schnellzug!“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und war voller Freude, daß mir dieser Kniff so gut gelungen.

Ich kam unangefochten zum Bahnhof und wollte an die Kasse, um ein Billet nach Mannheim zu kaufen. Aber, o Schrecken! Da stand ein Gensdarm in voller Ausrüstung, als ob er Jeden kontrolliren wollte über sein Woher und Wohin. Sollte ich's hier machen, wie bei dem Polizisten am Eingange der Stadt? Nein, hier könnte es gerade fehl schlagen. Ich ging in den Wartsaal, entledigte mich der Reisetasche und des Schirmes und behielt von da aus den Billetschalter mit seiner unangenehmen Beigabe im Auge. Es wurde

zum Einsteigen gerufen, mir wurde es immer unheimlicher zu Muthe. Auf einmal macht der Gensdarm rechts um und geht hinaus an den Zug. — Nun war geholfen, ich schnell an die Kasse, ein Billet kaufen, hinaus auf den Perron und einsteigen, das war das Werk eines Augenblickes. In meiner Wagen-Abtheilung saßen bereits ein Herr und eine Dame. Der Kondukteur schloß die Thüre und der mir so wohlklingende Ruf „fertig!“ tönte an mein Ohr.

Nun glaubte ich so gut wie geborgen zu sein. Der Zug hielt nur in Heidelberg, und als ich beim Anfahren wieder Gensdarmen erblickte, drückte ich mich in die entgegengesetzte Ecke und schloß die Augen so lange, bis der Zug sich wieder in Bewegung setzte. — Zwischen Heidelberg und Mannheim hielt der Zug unverhofft auf einer Zwischenstation. „Was gibts, warum halten wir hier?“ fragten sich die Reisenden unter einander. Eine

ängstliche Spannung trat ein, besonders da die Thüren nicht aufgeschlossen wurden. Mir wurde es ganz unheimlich zu Muthe, denn ich glaubte nicht anders, als daß ich entdeckt sei und hier abgefaßt werden sollte. Ich legte mich im Wagen zurück, soweit ich konnte und machte wieder die Augen zu mit dem Entschlusse, mich nicht so leicht aufwecken zu lassen. Die Kondukteure liefen hastig am Zuge auf und ab. Plötzlich wurde die Thüre unseres Wagens geöffnet. „Was gibt es hier?“ fragten meine Reisegefährten. „Es hat sich ein Wagen entzündet“, war die Antwort. Voller Schrecken sprangen der Herr und die Dame hinaus, während mich diese Nachricht nichts weniger als erschreckte. Ein brennender Eisenbahnwagen schien für mich jetzt weniger gefährlich als ein Gensdarm.

Der Aufenthalt war ein kurzer, da die Gefahr bald beseitigt war. Durch den raschen Lauf waren an einem Wagen die Räder so heiß geworden, daß sich das Holzwerk entzündete. Einige Kannen voll Wasser löschten die entstandene Gluth und kühlten die Räder so ab, daß wir weiter fahren konnten.

„Mannheim!“ ertönte bald darauf der Ruf der Kondukteure. Ich ließ meine beiden Mitreisenden zuerst aussteigen und war eben im Be-



Unter diesem englischen Schutze hoffte ich durchzukommen.

griff, ihnen nachzufolgen. Da fiel mein Blick auf zwei Gensdarmen, welche am Zuge standen; einer von ihnen las eben in den Schriften eines jungen Mannes, welcher ausgestiegen war, während der andere mit scharfen Blicken die Ankömmlinge musterte. Ich zog mich schnell wieder in den Wagen zurück und beobachtete, was draußen vorging.

Die Gensdarmen musterten die Ankommenden mehr oder weniger und verlangten bald dem, bald jenem seinen Paß ab. Ich riskirte beim Aussteigen, daß es mir ebenso erging, und dann, sagte ich mir, bist du verloren. Aber was machen? Im Wagen konnte ich doch auch nicht bleiben, denn es wäre ja möglich, daß zu guter Letzt auch da noch nachgesehen würde, und dann müßte mich mein Zurückbleiben verrathen, während beim Aussteigen es doch noch möglich wäre, daß man mich nicht anhielte. Während ich so überlegte, sah

ich aus dem Wagen neben mir eine Gesellschaft von fünf Personen aussteigen, zwei Herren und drei Damen. Das Herausnehmen ihres Gepäcks nahm so viel Zeit in Anspruch, daß ich sie genau betrachten konnte. Sie waren jetzt an der Thür meines Wagens in eifrigem Gespräch, aus welchem ich vernahm, daß es Engländer seien. Einer der Herren ging noch einmal in den Wagen zu-

rück, vermuthlich um noch etwas zu holen; zu gleicher Zeit hörte ich von einer Dame in gebrochenerm Deutsch etwas wie „Ludwigshafen“ sagen.

Mit einem Satze war ich aus dem Wagen, als ich dieses Wort hörte. Ich grüßte die mir zunächst stehenden Damen und fragte: „Ludwigshafen?“ „Yes“ (ja) sagte eine derselben. Von den wenigen Worten, welche ich aus dem Englischen kannte, war dies eines, und dieses Wörtchen hatte für mich jetzt einen solchen Wohlklang, als ob es eines der schönsten meiner Muttersprache wäre. Ich gab den Damen so gut es ging zu verstehen, daß ich auch nach Ludwigshafen ginge. Der Herr kam jetzt aus dem Wagen wieder zurück, das Gepäck wurde vertheilt, wobei ich einer der Damen, welche einen großen Reisetepich auf der Schulter hatte, bemerklich machte, daß ich denselben tragen wolte. Sie gab mir ihn und zwischen den Damen gehend hoffte ich nun unter diesem

englischen Schutze glück
 richtig, — die Gensdar
 als wir an ihnen
 Lepich gab mir das
 Gesellschaft gehöre.
 nicht die geringe
 hunderes darin ja
 ein alter Bekannter
 wenig die Herren.
 Wir kamen an die
 guter Letzt noch ei
 mir aber keine So
 jühlte mich unter
 zahlten das Bräute
 Hinderniß nicht
 rief, mit welchem
 über diese Bräute g
 Zeit widerfahren.
 lich, hatte ich doch
 mer nun in der Ab
 konnte. Am Vornah
 ich der Dame den
 von meinen Engländer
 Wein eines Gehe
 Barkeit zu sehen, d
 sich nicht gerechnet.
 überall so zu erhe
 reisenden Hande
 Wägen waren bei
 Zehrer und ein G
 strenger. Ich suchte
 irgendetwas sich noch
 ich nun nicht wie
 der Eisenbahn zur
 mich bei einem vor
 viel Wegstunden es
 ungefähre sechsstun
 Also 16 Stunden
 2 Kreuzern! Dazu
 Darf, daß ich die g
 fridung meiner Be
 gen. Aber was d
 und Darf möglichst
 derung Jantenthal
 und der Streifenha
 Feigabe. Ich möcht
 sein, als ich von einer
 es war ein Verirre
 lem gesagt. Als der
 hielt er an und ich
 glänzte, es wäre Sch
 Personen auf dem
 doch keine Einladun
 nichts koste. Ich

englischen Schutze glücklich durchzukommen. Und richtig, — die Gendarmen machten höflich Platz, als wir an ihnen vorbei gingen. Der große Teppich gab mir das Aussehen, als ob ich zu der Gesellschaft gehöre. Die Damen machten auch nicht die geringste Miene, als ob sie etwas Besonderes darin fänden, daß ich so zutraulich wie ein alter Bekannter zwischen ihnen herging, ebenso wenig die Herren.

Wir kamen an die Rheinbrücke, hier stand zu guter Letzt noch einmal ein Polizeidiener, der mir aber keine Sorgen mehr machte, denn ich fühlte mich unter mächtigem Schutze. Wir bezahlten das Brückengeld und damit war das letzte Hinderniß für mich überwunden. Ich dachte zurück, mit welchen Gefühlen ich vor 14 Tagen über diese Brücke ging und was mir seit dieser Zeit widerfahren. Dennoch fühlte ich mich glücklich, hatte ich doch die Gefahren überstanden und war nun in der Rheinpfalz, wo ich frei passiren konnte. Am Bahnhofe in Ludwigshafen übergab ich der Dame den Teppich und verabschiedete mich von meinen Engländern.

Mein erstes Geschäft war nun, nach meiner Baarschaft zu sehen, denn bis daher hatte ich eigentlich nicht gerechnet. Ich war nur darauf bedacht, überall so zu erscheinen, daß man mir nicht den „reisenden Handwerksburschen“ anmerkte. Die Münzen waren bald sortirt: es waren vier Sechser und ein Groschen, zusammen also 27 Kreuzer. Ich suchte alle Taschen aus, ob nicht irgendwo sich noch etwas fände, aber vergeblich. Da ich nun nicht wie vor 14 Tagen die Strecke mit der Eisenbahn zurücklegen konnte, erkundigte ich mich bei einem vorübergehenden Kondukteur, wie viel Wegstunden es bis Kaiserslautern sei. „So ungefähr sechzehne“, sagte derselbe.

Also 16 Stunden sollte ich noch zurücklegen mit 27 Kreuzern! Dazu verspürte ich einen Hunger und Durst, daß ich die ganze Baarschaft gleich zur Befriedigung meiner Bedürfnisse hätte verwenden mögen. Aber was dann machen? Ich stillte Hunger und Durst möglichst billig und begann meine Wanderung Frankenthal zu. Die Sonne brannte tüchtig und der Straßenstaub war auch keine angenehme Beigabe. Ich mochte eine halbe Stunde gegangen sein, als ich von einem Fuhrwerk eingeholt wurde; es war ein Leiterwagen von einem mageren Kößlein gezogen. Als der Fuhrmann nahe bei mir war, hielt er an und lud mich zum Mitfahren ein. Ich glaubte, es wäre Scherz, da außer ihm schon drei Personen auf dem Wagen saßen. Er wiederholte jedoch seine Einladung mit der Bemerkung, daß es nichts koste. Ich stieg auf und bedauerte das

arme Kößlein. Bald darauf holten wir ein junges Mädchen ein; auch dieses wurde zum Mitfahren eingeladen. Ich machte mir allerlei Gedanken, warum der Mann so überaus menschenfreundlich sich benahm, dabei aber sein Pferd über die Maßen anstrengte. Als wir in Frankenthal waren, hielt der Fuhrmann vor einem Hause und bat mich, die Zügel zu halten, bis er wieder käme. Als er in das Haus eingetreten war, betrachtete ich mir dasselbe genauer und entdeckte an demselben ein Täfelchen mit fünf Zahlen. Nun ging mir ein Licht auf: hier wohnt gewiß ein Lotteriekollektor und der Mann hat wohl gewonnen, dachte ich mir, drum ist er auch so freundlich. Er kam sehr bald wieder heraus und fing an zu räsonniren. Nun habe ich doch gewonnen und wollte das Geld, allein sie sagen da drinnen, es sei noch nicht da. Wenn ich's bekommen hätte, wäre mirs bei Ihnen auf ein paar Thaler auch nicht angekommen, sagte er zu mir, als ich ihm die Zügel übergab. Auch ich bedauerte nun auf's Lebhafteste, daß die da drinnen nicht so viel Geld hatten, um den Mann ausbezahlen zu können. Ich stieg bald darauf ab und setzte meine Reise zu Fuß fort. In einem Dorfe, dessen Namen mir entfallen, blieb ich über Nacht. Am andern Morgen, es war Samstag, trat ich meinen Weg sehr frühe an, denn ich hatte noch 12 Stunden zu marschiren. Meine Kasse war bis auf 14 Kreuzer zusammengeschmolzen. Als gegen Mittag der Magen immer stärker knurrte, kaufte ich mir ein Stück Schwarzbrot und verzehrte es im Schatten eines Baumes, wo sich auch ein Brunnen befand. Diese Mahlzeit mundete herrlich. Gegen Abend stellte sich eine bedenkliche Müdigkeit ein, die mich befürchten ließ, daß ich doch mein Ziel nicht mehr erreichen könnte. Da griff ich nach dem letzten Stück Geld und mit Hilfe eines Trunkes Wein, wurde es mir möglich, die Reise wieder fortzusetzen.

Es war Nacht, als ich nach Kaiserslautern kam. Ich erreichte kaum noch das Wirthshaus, in welchem ich vor 14 Tagen logirte, so müde war ich. Beim Eintritt in die Wirthsstube sank ich unmittelbar an der Thüre auf einen Stuhl hin. In einer Weile kam die Wirthin in meine Nähe, begrüßte mich freundlich und fragte, warum ich nicht an den vorderen Tisch (zu den Stammgästen) sitze? Ich bin müde, sagte ich, und wünsche nichts, als zu Bette zu gehen. Ich wurde in das Zimmer geführt, das ich bei meinem ersten Hiersein inne hatte. Kaum hatte ich noch die Kraft, mich auszulegen. Ich legte mich nicht, nein ich fiel wie ohnmächtig auf das Bett. Ich war tod-

müde. Als ich am anderen Morgen erwachte, lagen meine Kleider in Unordnung umher, der Lichtstock war ganz schwarz gebrannt und das Unschlitt auf den Teppich des Tisches gelaufen; ich hatte Abends das Licht nicht gelöscht. Doch, dieser Schaden war wieder gut zu machen, ich war froh, daß meine Unvorsichtigkeit nicht schlimmere Folgen hatte.

Ich besuchte nun meinen Prinzipal, welcher nach Mittheilung meiner Erlebnisse mein Wis- geschick sehr bedauerte, auch die Kollegen suchten mir durch allerlei Aufmerksamkeiten die aus- gestandenen Strapazen vergessen zu machen. Dieß ging jedoch nicht so leicht; die Folgen zeigten sich schon nach etwa acht Tagen. Ich wurde krank und kam in den Spital. Hier gefiel mir's nicht, weßhalb ich früher als ich gesund war in meine Stelle zurückkehrte und mich neben der Arbeit, so gut es eben ging, vollends kurirte.

Wenn ich an diese meine Erstlingsreise zurückdenke, muß ich mir immer sagen: hier hat deine Zukunft an einem schwachen Fädchen gehangen. Was hätte aus dir werden können, wenn du zum

zweiten Male abgefaßt worden wärest? So mag schon bei manchem Menschen ein unglücklicher Augenblick dazu beigetragen haben, ihn niederzu- drücken, daß er sich nie mehr aufraffen konnte. Denn wie schnell sind die Menschen in solchen Fällen mit ihrem verdammenden Urtheile bei der Hand!

Daß die Prophezeiung des Hrn. Wachtmeisters bis heute nicht in Erfüllung gegangen, dafür ist dieser Kalender ein Beweis.

Du, freundlicher Leser, hast aus dieser Erzählung vernommen, daß der Vetter nicht am Rheine das Licht der Welt erblickt hat, sondern ein Eingewandter aus dem Schwabenlande ist. Das „Bürgerrecht“, das ihm in seiner Jugend in Karlsruhe so unfreiwillig angehängt wurde, hat er in späteren Jahren in aller Form des Rechts erworben. Und so ist es gewiß keine Anmaßung, wenn er sich nun „Vetter vom Rhein“ nennt und alljährlich bei Dir antlopft, um Dir Belehrendes und Unterhaltendes zu bringen, und es wird ihn freuen, wenn sein freundlicher Gruß stets mit einem „Willkommen“ beantwortet wird.

Rezept zur Heiterkeit.

So höre denn und gib wohl Acht,
Wie man die Heiterkeit braut und macht;
Denn nicht eine jede ist ächt und rein,
Doch diese hier hilft bei jeglicher Pein.

Zuerst sieh' in's Herz und spääh' es recht aus,
Und wasch' alle Selbstsucht tüchtig heraus,
Dann nimm Geduld und Nachsicht zur Hand
Und schüttle es um mit etwas Verstand.

Ein Tröpfchen Lethé*) thu' auch dabei,
Das macht von vergangenem Weh' dich frei;
Nicht Leichtsin, doch leichten Sinn rühre davein,
Ein Bißchen Wis, doch gerieben ganz fein.

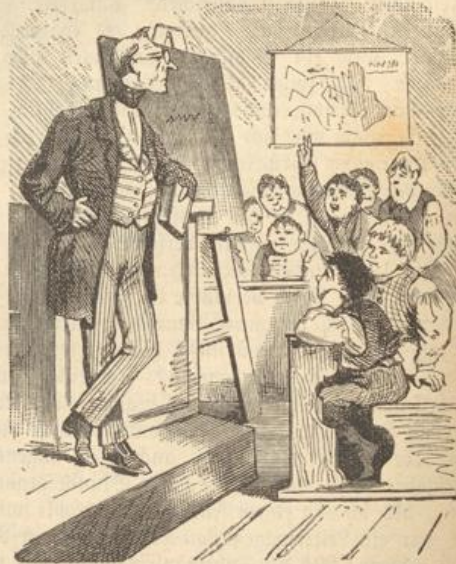
Viel guten Willen und feste Kraft
Und Menschenliebe, die hilft und schafft.
Ein wenig Selbstvertrauen und Muth,
Bescheidenes Hoffen und ruhiges Blut.

Dies Alles rühre zusammen fein
Und nimm es mit reinem Herzen ein,
Und schlägt es dennoch und kommt nicht zur Ruh',
So blicke bittend nach Oben dazu.

Du wirst es sehen, dann kommt der Muth,
Und alles Andere wird wieder gut;
Die Thräne trocknet, die Lippe lacht,
Und doch weiß Keiner, wie du es gemacht.

*) Vergessenheit.

In der Schule.



Lehrer: „Was ist da hinten wieder für eine Unruhe? Was habt ihr mit der Landkarte?“
Schüler (auf die Landkarte deutend): „Ei, Herr Lehrer, eine halbe Stunde hinter Schweizinge krawwelt e Wanz!“

Wirkung der Farbe

Ein englischer Arzt
von der günstigen
auf Lebensdauer
während der Zeiten
ebenfalls Vermeidung
zwei Fällen sehr gün-
stige reize das be-
nach deren Verlauf
eintrat. Die Ver-
gegen Melancholie ge-
Anhalt ganz beson-
geprägte Reaktivität
stolle vorhanden, die
Mitteln darinnlich
theils beruhigende Per-
ment die Erhaltung
von der rothen Farbe
den. Der Apparat
immer mit rothen
Pett ebenfalls roth
naren Melancholische
lösen, jede Bewe-
war und die Speie
wögerten. Der Puls
sch kaum; die Darm-
mitteln, ein gestigtes
Weber vögliche
Kräfte vermochten die
berstehen. Als die
in das rothe Zimmer
sie vollständig still und
Traum erwacht um
verblüht und fragend
bedeute nach einem
hoch sich sofort — sie
der Patientinnen gen-
auch nicht so disparat
behauptet wird. Sie
and krank. Eine ber-
gebung in der Kritik
volles Klavierpiel.
nicht, ungefähre 14 T-
schlauerete auf Tischen
Zeit ist sie wieder in
Geistesstahl erleuchteten

Aus dem Leben

Das Familienleben
viert dem aufmerksam
freunde mancherlei
Liebe und Anhänglich-
Schöne hatte ein Et-

Wirkung der Farben auf Geisteskranke.

Ein englischer Arzt hat neuerdings Beispiele von der günstigen Wirkung der blauen Farbe auf Tobsüchtige berichtet. Herr Dr. Ortleb, der Inhaber der Irren-Heilanstalt in Gotha, hat ebenfalls Versuche mit Farben gemacht, die in zwei Fällen sehr günstig verliefen; in dem dritten Falle reizte das betreffende Mittel zur Tobsucht, nach deren Verlauf der frühere Zustand wieder eintrat. Die Versuche waren mit rother Farbe gegen Melancholie gerichtet. Theils waren in der Anstalt ganz besonders geeignete, bestimmt ausgeprägte Krankheitsfälle von hochgradiger Melancholie vorhanden, die schon anderen Anstalten und Mitteln hartnäckig widerstanden hatten, anderntheils berechnete Herrn Dr. Ortleb zum Experiment die Erfahrung, daß Thiere und Menschen von der rothen Farbe aufgeregt und gereizt werden. Der Apparat ist: ein roth angestrichenes Zimmer mit rothen Fenstervorhängen, Sopha und Bett ebenfalls roth überzogen. Die Patienten waren Melancholische, wo die Willenskraft erloschen, jede Bewegung starrkrampfartig gelähmt war und die Speise und Trank hartnäckig verweigerten. Der Puls war äußerst träge, regte sich kaum; die Darmbewegung war schwer zu vermitteln, ein geistiges Interesse schwer zu erwecken. Weder psychische, religiöse noch medikamentöse Kräfte vermochten diese Windstille der Seele zu verscheuchen. Als die Patienten und Patientinnen in das rothe Zimmer geführt wurden, standen sie plötzlich still und blickten wie aus Schlaf und Traum erwacht um sich, sahen Herrn Dr. Ortleb verblüfft und fragend an und suchten wie Schwindelnde nach einem festen Stützpunkte; der Puls hob sich sofort — sie suchten einen Ausweg. Zwei der Patientinnen genasen von der Zeit an, wenn auch nicht so blickartig, wie von der blauen Farbe behauptet wird. Sie bekamen Appetit nach Speise und Trank. Eine derselben erfreut jetzt ihre Umgebung in der Anstalt jeden Abend durch seelenvolles Klavierspiel. Die Dritte wurde, wie erwähnt, ungefähr 14 Tage hindurch tobsüchtig; sie seiltänzerete auf Tischen und Stühlen; nach dieser Zeit ist sie wieder in öde Nacht versallen und kein Geistesstrahl erleuchtet die Arme.

Aus dem Leben einer Storchensfamilie.

Das Familienleben unserer freilebenden Vögel bietet dem aufmerksamen Beobachter und Naturfreunde mancherlei hübsche Züge von elterlicher Liebe und Anhänglichkeit. Auf dem Dache einer Scheune hatte ein Storchenspaar sein Nest gebaut.

Nachdem die junge Brut so weit erwachsen war, daß sie die den großen Wanderzug einleitenden Flugübungen mitmachen konnte, führten die alten Störche sie täglich zu solchen Flügen aus. Nur das Nesthäkchen ließ sich nicht dazu bewegen, wahrscheinlich in Folge zu großer Schwäche, mit den andern zu fliegen. Als nun die Zugzeit der Störche herankam, eilten Alt und Jung zusammen von dannen, bloß der kleine Schwächling blieb zurück. Trauernd saß derselbe während zweier Tage auf dem Neste, als plötzlich am dritten Morgen die alte Störchin zurückkehrte, den halb verhungerten Sprößling fütterte und ihn nach vielen vergeblichen Versuchen bewog, mit ihr in die nahe gelegenen Wiesen nach Nahrung auszufliegen. Nach Verlauf von mehreren Tagen verschwand die alte Störchin wieder, doch der junge blieb auch diesmal zurück. So lange die Wiesen noch entsprechende Nahrung boten, machte derselbe täglich seine Ausflüge; sehr bald aber erschien er auf dem Hofe unter dem Hausgeflügel. Man versuchte durch Vorwerfen von frischen Fleischstücken seine Freundschaft zu gewinnen, was auch in kurzer Zeit gelang. Der langgeschnäbelte Gast ließ sich ohne Sträuben streicheln und selbst in's Haus tragen. So vergingen mehrere Wochen, während welchen der kleine Schwächling ein stattlicher Bursche geworden. Jetzt schien ihm das Leben hier nicht mehr zu behagen und er schloß sich einer wandernden Kranichtruppe als Reisegesellschafter an, um mit dieser seine zweite Heimath zu finden.

Im Thiergarten zu Frankfurt.



Wie der Herr von Kanitz in Gefahr kommt, sein Kupferbergwerk zu verlieren.

Ein theures Geizungs-Material.



Gehrling: Herr Weidenschaft, warum lassen Sie nicht hetzen ein! Ist es doch so kalt in dem Laden, daß ich bin hochfeist!
Weidenschaft (höhnlich): Junger Mensch, ich will Dich lernen sparen: wenn Dich friert, so geh in die Sonne, dort kammst Dich wärmen. Was die Sonne köhlet, will ich Dir bestreiten, wenn das Gold ist mir zu theuer.

Mertliches Gmuthen.

"Doktor" fragte eine Mutter beim Arzte besorgt, "meine Tochter hat heute Morgen einen Anfall bekommen und lag eine Stunde ohne Bewußtsein und ohne Stand." "Menschlichen Sie sich nicht", entgegnete der Doktor trocken, es gibt Leute, die ihr ganzes Leben lang in solchen Zustände verharren und sich ganz wohl dabei befinden."



Gehrling: Herr Weidenschaft! dharmanter Mann! Ihr Rath hat mir geholten. Ich bin gegangen in die Sonne, hab' dort getrunken drei Schoppen Moosen und gegessen etwas Wärmes, und jetzt fühl ich mich ganz behaglich! Der Wirth wird Ihnen heut' Abend die Rechnung machen, weil Sie haben gelagert: Sie bestreiten die Kosten.

Nach ein Mannich.

Eine Frau hatte ein Schobhündchen, das sie sehr verhätschelte, und als es farb, schaffte sie sich ein kleines Rüdchen an, das sie bald nicht minder lieb gewann. In Folge dessen sagte oft ihr Ehemann, den sie schlecht behandelte: "Ach, wenn ich doch mit meiner Frau so leben könnte wie Hund und Katze!"

Auf dem Posthof.

In einer südbautischen Reichsstadt war Posthof, zu dem auch zahlreiche bürgerliche Beamte und Postbedienter geladen waren. Wenn es nun auch diesen Herren an Wissen und gesellschaftlicher Züchtung nicht gebricht, so sieht ihnen doch häufiger "Schick", mit welchem man sich auf den Posthofen der großen Welt zu bewegen pflegt. Ein preussischer Offizier, ein Junker vom ächten Schrot und Korn, benetzte bald diesen Wangel; nachdem er eine Struppe solcher schwarzberatteter Herren durch seinen Zwieler gemultert hatte, rief er aus: "Na, du mein Gott, das ist ja das reinste Schicksel!"

Spaß oder Ernst?

"Herr! ist das Ernst oder Spaß?" fragte mühselnd einer, der eine Ohrreife erhielt, den, der sie ihm gegeben. "Ernst", sagte der Letztere. "Nun, das ist Ihr Glück, einen solchen Spaß hätte ich mir verbeten."

Wenn ich es wage die Erleichterung der Leidenhaftigkeit nicht, so ist es nicht, sondern Andere vor mir weisesten Järber schon ein Ereignis zu erweisen, was die eigenen Schicksal nicht genügt.
Schlicht und einfach selber, soll meine Erstrengte Wohlthätigkeit. Der gezeigte Leiter wenn ich die Namen der lang mitgliedernden Personen nur mit dem Namen der Beteiligten und die Namen der Vorstände ihrer Namen Vorwissen ist auch nicht zu...
Im Jahre 1860 zu einer Zeit, wo die besten Leistungen tadellos jedoch nichts, denn das Bestehen meiner Art die Vorstrammerkeit konnten mich freudig Familienangelegenheiten, die mich geenthalten hätten. Wenn ich aber zum Ende wurde ich als "unbekannter" meiner Kurzsichtigkeit, die in nicht geringe...
Hier mag ich gleich schling unterbreiten und die mir später in dieser Weise Gerathen worden lag in meiner hinteren Kiste. Eine wacke am Schloßgarten Anlagen und schaute hin, der die unteren

Brutalität und Verzweiflung.

Aus dem Tagebuch eines alten Soldaten.

Von Johannes Hirrlinger.

Einleitung.

Wenn ich es wage, in nachstehender Erzählung die Erlebnisse aus meiner Soldatenzeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, so geschieht es nicht, um Dinge zu schildern, die Andere vor mir weit schöner und in den lebhaftesten Farben schon geschildert haben, sondern um ein Ereigniß zu erzählen, welches ich als eine Hauptperson miterlebt und das in seinem merkwürdigen, wunderbaren Zusammenhang mit meinem eigenen Schicksal nie in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Schlicht und einfach, wie die nackte Wirklichkeit selber, soll meine Erzählung sein, und nur die strengste Wahrheitsliebe soll meine Feder leiten.

Der geneigte Leser wird mir jedoch verzeihen, wenn ich die Namen der in nachstehender Erzählung mitspielenden Personen ungenannt lasse und sie nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichne; denn die Betheiligten sind fast alle noch am Leben und könnten möglicherweise gegen die Veröffentlichung ihrer Namen Einsprache erheben. Die Namen thun ja auch nichts zur Sache.

Im Jahre 1860 mußte ich zur Conscription, zu einer Zeit, wo man sich noch vom Militärdienst loskaufen konnte. Dieses Recht nützte mich jedoch nichts, denn ich wußte zum Voraus, daß das Loskaufen meinem Vater nicht möglich war. Nur die Loosnummer oder körperliche Untüchtigkeit konnten mich frei machen, da auch keine besondern Familienverhältnisse bei mir vorhanden waren, die mich gesetzlich vom Militärdienst enthoben hätten. Meine Loosnummer bestimmte mich aber zum Soldaten, und bei der Musterung wurde ich als „unbedingt tüchtig“ erklärt, trotz meiner Kurzsichtigkeit, die mich nachher beim Militär in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Hier muß ich gleich auf Augenblicke meine Erzählung unterbrechen und einige Beispiele anführen, die mir später in dieser Hinsicht passiert sind.

Meine Garnison war Stuttgart und mein Regiment lag im mittleren Flügel der neuen Infanterie-Kaserne. Einmal stand ich als Schildwache am Schloßgartenthörlein in den königlichen Anlagen und schaute beharrlich nach einem Reiter hin, der die untern Anlagen herauf kam und

seinen Weg nach der Reiterkaserne einschlug. Ich war der Meinung, es sei ein Offizier und schaltete deshalb mein Gewehr vor ihm, ohne mein Auge von ihm abzuwenden. Er grüßte militärisch, winkte mir aber zugleich ganz eigenthümlich mit der Hand zu, als wolle er mich auf etwas höchst Wichtiges, das in meiner Nähe vorgehe, aufmerksam machen. Ich schaute nach rechts; aber was erblickte ich? Dicht neben mir hielt zu Pferd der Stabsoffizier der Garnisonsaufsicht, der gekommen war, die Wache zu visitiren, und den ich in dem weichen Sande des Schloßgartenweges, zumal bei der vollen Aufmerksamkeit, die ich in meinem Diensteser dem Reiter zu meiner Linken widmete, nicht habe nahen gehört. Der Schrecken schnürte mir fast die Kehle zu, daß ich kaum im Stande war, das in diesem Falle übliche „Wach' in's Gewehr!“ zu rufen.

Ein andermal war ich auf der Schloßwache. Seine Majestät König Karl war damals noch Kronprinz und fuhr Nachmittags mit hoher Gemahlin die Anlagen hinunter auf die Villa. Um nun die Wache bei Zurückkunft der hohen Herrschaften zeitig in's Gewehr treten zu lassen (die Schloßwache befand sich damals noch in den untern Räumlichkeiten des Theatergebäudes), ließ der Wachkommandant sogenannte Lauerposten aufstellen, und zwar einen an den Marstall und einen an den Eingang in den Schloßgarten in der Nähe des königlichen Leibstalls, da wo jetzt der umzäunte königliche Lustgarten sich befindet. Zu letzterem Posten wurde ich erwählt. Mein Einwand, daß ich kurzichtig sei und unmöglich Seine königliche Hoheit zeitig genug werde erkennen können, half mir nichts, ich mußte meinen Posten antreten. Der Zweck des Lauerpostens war: bei der Zurückkunft des Kronprinzen der Schildwache vor dem Gewehr ein Zeichen zu geben, daß diese die Wache unter's Gewehr rufe. — Was stand ich da für eine Angst aus! Alle Augenblick hörte ich einen Wagen die Anlagen herauf kommen, konnte aber mit meinen schlechten Augen auf eine so große Entfernung nicht wahrnehmen, ob es ein königlicher oder eines Droschkenführers Wagen war. Zum Glück für mich fuhr er alle am Marstalle hinaus, ohne meinen Rayon zu passiren. Endlich hörte ich wieder

ein Wagengerassel; es kam näher und immer näher auf meinen Posten zu. Ich bot alle Kraft meines Auges auf, machte allerhand künstliche Bewegungen damit, um das Sehen zu verschärfen; bald blinzelte ich, bald blickte ich durch die hohle Faust, wie Kurzsichtige es zu thun pflegen, wenn sie in die Ferne schauen. Da glaubte ich einen Vorreiter mit rothem Fracke zu sehen. Schnell gab ich das Zeichen und sprang selbst zur Wache hin. „Wach' in's Gewehr!“ war gerufen, die Mannschaft angetreten, „Schultert's Gewehr!“ — „Präsentirt's Gewehr!“ kommandirt, da fuhr der Wagen zum Schloßbogen herein, — es war ein Droschkentutscher mit rother Weste, der beim Anblick der unter dem Gewehr stehenden Wachmannschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Nun will ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen.

Also Soldat war ich und Soldat blieb ich, da half mir kein Doktor.

Weit entfernt aber, daß ich mich gegen meine Militärpflicht gestraubt, oder nur gemurrt hätte, im Gegentheil, ich dachte: wer weiß, wozu es gut ist! und hielt es noch für ein Glück, mein Heil unter den Waffen versuchen zu dürfen. Denn mein Onkel, der früher auch beim Militär und Obmann gewesen war, auf dessen Würde er sich noch in seinen alten Tagen nicht wenig einbildete, stößte mir durch seine Rathschläge recht viel Muth ein und nährte meinen schwärmerischen Sinn mit großen Hoffnungen. Er malte mir das Soldatenleben mit so schönen Farben aus, daß ich den Tag meines Eintritts zum Regiment kaum erwarten konnte.

Leute, die einen guten Schulsack haben und die Feder zu führen verstehen, pflegte mein Onkel zu sagen, für diese werde beim Militär gesorgt, und aus mir könne noch etwas „Rechtes“ werden. Er seinerseits könnte jetzt auch wenigstens Hauptmann sein. Wenn er sich „gehalten“ hätte, fügte er allemal bei, aber er sei ein leichtsinniger Mensch und sogar seinerzeit in die demagogischen Umtriebe des Roseritz verwickelt gewesen.

In Bezug des Verhaltens gegen Vorgesetzte gab mir mein Onkel den Rath, mich zunächst bei meinem Obermann „wohl dran“ zu machen; ich

soll ihm freiwillig die Stiefel putzen und ihm auch hie und da einen Schoppen bezahlen. Dadurch habe ich bei ihm einen Stein im Brett und das sei ein großer Vortheil; ein Obermann könne viel machen. —

Mit solchen Verhaltensmaßregeln ausgerüstet, glaubte ich, könne es mir nicht fehlen, bald zu avanciren und meinen Zeichenstift für immer mit dem Offizierssäbel zu vertauschen.

O ihr goldenen Luftschlöffer der Jugend, wie bald stürzt ihr in Trümmer, zerplatzend wie Seifenblasen, und löst euch auf in das flüchtige Material, aus welchem ihr erschaffen seid — in Luft!

Rekrutenzeit, herbe Zeit.

Die ersten zwei Wochen meiner Rekrutenzeit verstrichen so ziemlich leidlich. Mit Ausnahme



Am Unteroffizierstisch mußte ich Platz nehmen.

eines fast anhaltenden fieberartigen Unwohlseins, welches ohne Zweifel von der mir ungewohnten körperlichen Anstrengung bei den Exerzierübungen herrührte, hatte ich gar nichts zu klagen. Mein Obermannschafts-Kommandant, Obermann R., war der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Er behandelte mich wie einen Kameraden. Jeden Abend nach den Übungen von mir zum Profosjen eingeladen, wo ich ihn zechfrei hielt, schenkte er mir alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Am Unteroffizierstisch daselbst mußte ich neben ihm Platz nehmen, oft zum Aerger manches jüngern Unteroffiziers, der es unter seiner Würde hielt, am außerwählten Tisch neben einem Untergebenen sein Bier zu trinken. Aber mein Obermann war ein älterer Unteroffizier, der schon hie und da Feldwebelsdienst versehen mußte; deßhalb wagte es Keiner, ihn wegen der Begünstigung eines Rekruten zu tabeln. Seine Gunstbezeugungen gegen mich gingen so weit, daß er mich vom Zimmerdienst überhob, ja sogar oftmals nach dem Abendverles, wenn die andern Rekruten in's Bett mußten, mich einlud, mit ihm noch ein wenig zum Profosjen hinab zu gehen. Diese Gunstbezeugungen übertrafen alle meine Erwartungen, aber das Glück sollte nicht lange währen.

In meinem Mannschafszimmer befand sich

... der Mannschafszimmer
... ein weiterer der Obermann
... nämlich Obermann
... ein roter, ungebildeter
... betrende, hatte längst
... mich gewarnt, weil
... man, nicht aber nach
... sondern ihn jetzt, in
... Kette und Schlappern
... ich kam, unbekannt
... selbst seine Feste legte
... mir aber auch möglich
... Kehlen zu befriedigen,
... beutel (petaluten?) We
... bin nur ein ganz gering
... doch werfen lag, und
... Unterstützung zu erwart
... Sater mit eine Ernt
... Grunde trat denn auch
... Notwendigkeit an mich
... zu halten und statt m
... fröhlichen, wenn Ober
... ter den Probotch etwas
... mit den Schoppen etwas
... o weh! hätte ich ich
... lieber gar nicht angien
... bößer gewesen.
... Es gibt Menschen
... vor dem Gelde haben
... selben die Krone beugen
... auch wenn er in Ueb
... werth wäre, den Geld
... Kachel anziehen, und w
... Güter beizie.
... Unter diese Klasse
... zu gehören. So lang
... böse Geld wie Land
... mit überdramatischer
... fei; als ich aber mit
... und er vielleicht dachte
... alles Geld jen, was
... mal das Gegenstück
... mich mit der größten
... rücksichtigung.
... Kommandant R., der
... zu einem vom Oberma
... im Weichen zu kühler
... Gelassenheit, seinem Läng
... mich die Jagd (sich)
... zwischen dem Obermann
... angeständige Wiprecht
... bei Erntern ein willig

*) Schlappern, ein

aufser der Mannschaft und dem Obermann R. noch ein weiterer der Obermannschaft zugetheilte Unteroffizier, nämlich Rottenmeister A. Derselbe, ein roher, ungebildeter Mensch, voll plumper Schadenfreude, hatte längst einen grimmigen Haß auf mich geworfen, weil ich beharrlich nur den Obermann, nicht aber auch ihn mit Schoppen regalirte, sondern ihn stets, so oft er auch mit durstiger Kehle und Schlapperment*) im Wagen zum Prosofen kam, unbeachtet neben mir sitzen und ihn selbst seine Zechen bezahlen ließ. Wie wäre es mir aber auch möglich gewesen, alle die durstigen Kehlen zu befriedigen, die da auf meinen Geldbeutel spekulirten? Mein Geldvorrath war ohnehin nur ein ganz geringer, ohne daß ich es jedoch merken ließ, und von Haus hatte ich keine Unterstützung zu erwarten, da ich nur einen armen Vater und eine Stiefmutter besaß. Aus diesem Grunde trat denn auch schon nach 14 Tagen die Nothwendigkeit an mich heran, mein Geld zu Rath zu halten und, statt weitere Schmarozer zu befriedigen, meinem Obermann sowohl als mir selber den Brodkorb etwas höher zu hängen, d. h. mit den Schoppen etwas sparsamer zu thun. Aber o weh! hätte ich überhaupt die Splendittät lieber gar nicht angefangen, ich glaube, es wäre besser gewesen.

Es gibt Menschen, die einen heillosen Respekt vor dem Gelde haben und vor dem Besizer desselben die Kniee beugen, wie vor einem Götzen, auch wenn er im Uebrigen gar nicht beneidenswerth wäre, den Unbemittelten aber über die Achsel ansehen, und wenn er die höchsten geistigen Güter besäße.

Unter diese Klasse schien auch mein Obermann zu gehören. So lange er der Meinung war, ich besäße Geld wie Laub, da überhäufte er mich mit überschwenglicher Achtung und Zuborkommenheit; als ich aber mit „Schoppenzahlen“ aufhörte und er vielleicht dachte, es müsse bei mir nicht alles Gold sein, was glänzte, da war er auf einmal das Gegentheil von früher und behandelte mich mit der größten Rücksichtslosigkeit und Geringschätzung.

Rottenmeister A., der sich seither gescheut hatte, an einem vom Obermann begünstigten Rekruten sein Mütchen zu kühlen, fand jetzt die günstigste Gelegenheit, seinem längstverhaltenen Groll gegen mich die Zügel schießen zu lassen. Das plötzlich zwischen dem Obermann R. und mir eingetretene augenfällige Mißverhältniß benützend, fand er jetzt bei Ersterem ein williges Ohr, alle möglichen Ver-

leumdungen über mich an den Mann zu bringen. Er kam mir in seiner heimtückischen, hinterlistigen Weise vor wie der Jäger Robert im „Gang nach dem Eisenhammer“, der aus purem Neid den von der Gräfin von Savern bevorzugten guten Fridolin beim Grafen verleumdete, um ihn zu verderben; dafür aber selber in die eigene Grube stürzte.

Auf einmal bekam ich jetzt Zimmerdienst, aber nicht nur auf 24 Stunden, wie die Andern, sondern gleich auf 2 bis 3 Tage, ja später sogar oft auf eine ganze Woche. Der angebliche Grund dieser Maßregel war, daß ich in Verrichtung des Zimmerdienstes ein höchst ungeschickter, dummer Mensch sei und daß ich deshalb darauf eingeeübt werden müsse. So oft ich den Zimmerboden ausgefegt hatte, fuhr ein Hagel von Schimpfreden über mich her; da hieß es z. B.: der Boden sei nur oberflächlich ausgefegt, es lägen da und dort noch Strohhälmchen umher, und oft mußte ich den Zimmerboden, zum Spektakel der Mannschaft, zwei bis dreimal nacheinander auskehren. Dabei sah ich das höhnische, schadenfrohe Gesicht des Rottenmeisters, dem es ein wahrer Genuß zu sein schien, mich, einen Menschen, der nur den Zeichenstift und den Pinsel zu führen verstand, mit dem Besen so profaisch hantiren zu sehen. Und doch that ich Alles mit dem besten Willen, ohne zu murren, denn es lag ja mir selber viel daran, die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben, aber es war alles umsonst. Der Zimmerboden war rauh und schleißig; es war daher unmöglich, denselben Morgens in der kurzen Zeit vor dem Auftreten so pünktlich auszukehren, daß nicht ein einziges Strohhälmchen an den Schleifen und Spreißen hängen blieb. Wenn ein Anderer Zimmerdienst hatte, war dies auch der Fall, aber da sagte man kein Wort. Zudem war ich, wie schon erwähnt, kurzsichtig, und da mir kurz vorher auf dem Exercierplatz beim Abtrocknen des Schweißes vom Gesicht mit dem Sacktuche meine Brille zerbrach, die ich der Unkosten wegen nicht sogleich wieder mit einer neuen ersetzen konnte, so war es mir auch aus diesem Grunde schon unmöglich, auf 5 Fuß Entfernung, d. h. von meinem Auge bis zum Boden, jedes Staubkörnchen oder Strohhälmchen beim Auskehren am Boden wahrzunehmen. Um aber dennoch die Zufriedenheit meiner beiden Unteroffiziere zu erwerben, ließ ich mir es nicht zu anstrengend und zu lächerlich sein, den Zimmerboden von nun an in knieender Stellung mit dem kleinen Handbesen auszukehren, um dadurch die Arbeit näher vor den Augen zu haben. Aber auch das half nichts. Konnten

*) Schlapperment, ein Soldaten-Ausdruck für Hunger.

sie sich nicht mehr über das Auskehren beklagen, so beschwerten sie sich jetzt über das Bettmachen. Nicht selten war es, daß sie Nachts, wenn sie angetrunken aus dem Wirthshaus kamen und ich von des Tages Last und Hitze todtmüde im erquickenden Schlafe lag, mich aus dem Bette rissen und mir unter den rohesten Auslassungen befahlen, ihre Betten noch einmal zu machen und das Stroh besser zu schütteln. Auch das ließ ich mir gefallen und murzte nicht, obwohl mir die Scham ob solcher unwürdigen Behandlung fast das Herz abdrückte. Thränen standen mir oft in den Augen vor unausföhllichem Seelenschmerz, aber statt in sich zu gehen, faßten sie mich nur noch mehr und mit größerem Nachdruck an meiner verwundbarsten Stelle. In den Arrest wollten sie mich bringen, um mir meine Karriere zu verderben, das stand bombenfest; denn ich war bereits vom Hauptmann zum Fourniersaspiranten vorgeschlagen, und da befürchteten sie wahrscheinlich, ich würde sie durch ein rasches Avancement im Dienstgrade überholen, oder wenigstens erreichen. Deshalb wollten sie bei Zeiten dafür sorgen, daß ich es nicht so weit bringe; ich aber wollte ihnen diesen Triumph nicht gönnen.

Vom Regen in die Traufe.

Die Rekrutendressur war bereits zu Ende und wir Rekruten zu Soldaten übersezt, mußten schon seit einigen Wochen Garnisons-Wachdienst versehen. Da nahte ein prachtvoller Sonntag heran; es war im Monat Juli. Den ganzen Vormittag freute ich mich darauf, auch einmal einen freien Sonntag Nachmittag zu haben. Dienst hatte ich ja keinen, und Zimmerschur hatte ich erst vor ein paar Tagen gehabt, da konnte die Reihe noch nicht an mir sein. Der Mittagverles war vorüber. Obermann N. entfernte sich sogleich, er schien einen Ausflug machen zu wollen. Rottenmeister A. hatte Kompagnieaufsicht erhalten und mußte zu Hause bleiben. Eben wollte ich auch die Treppe hinunter, da fiel mir ein, daß ich meine Cigarren vergessen hatte, die auf dem Spaziergang nicht fehlen durften. Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, sah ich, daß der Mann des Zimmerdienstes vor dem Rottenmeister stand mit der Zimmerdienstliste in der Hand, um eine neue Zimmerschur kommandiren zu lassen. Da hörte ich den Rottenmeister meinen Namen nennen. Die alte Zimmerschur lief auf mich zu und sagte: „H., du hast Zimmerdienst.“ „Das kann nicht sein“, entgegnete ich, „ich habe erst vor ein paar Tagen Zimmerdienst gehabt und nach der Liste kommt die Reihe nächsten Mittwoch wieder an

mich.“ „Das ist mir ganz gleich“, rief der Rottenmeister herüber, „wenn ich Sie zum Zimmerdienst kommandire, so haben Sie Zimmerdienst und damit Punktum!“ Was konnte ich machen? Es war ein Befehl von einem Vorgesetzten, und der Soldat muß gehorchen, wenn ihm auch gleich Unrecht dadurch geschieht; er darf sich ja erst nach ausgeführtem Befehl beschweren. Schweigend zog ich meinen Waffenrock aus, legte Spenzer und Schurz an, überzeugte mich, ob frisches Wasser in der Gölte und überhaupt Alles in Ordnung sei, und hatte damit den Zimmerdienst übernommen. Bald hatten sich die noch anwesenden Leute der Mannschaft nach und nach entfernt und der Rottenmeister und ich waren allein. Er lag drüben auf seinem — ich hüben auf meinem Bett, er pfeifend, wie die Fuhrleute pfeifen, er war nämlich früher Fuhrmann, ich lesend in Göthe's Faust. Keiner sprach ein Wort. Nach ungefähr zwei Stunden öffnete sich die Thür und herein traten zwei Weibsbilder, von denen ich nicht unterscheiden konnte, welches das häßlichste war. Die Eine schielte und hatte feuerrothe Haare, die Andere hatte Warzen im Gesicht, und den Kopf verbunden, als ob sie Zahnweh hätte. Sie schienen gerade aus dem Krankenspital entlassen und Dirnen der niedersten Sorte zu sein, die in Ermangelung eines besseren Gewandes am heiligen Sonntag die Arbeitskleider trugen, welche vor Schmutz strotzten. Ihr Erscheinen hatte auf mich einen so edkigen Eindruck gemacht, daß ich eben im Begriff war, sie aus dem Zimmer zu weisen, als der Rottenmeister mit einem freudigen „Grüß Gott, Grethle, Grüß Gott, Kätherle,“ auf sie zuellte und beiden die Hand schüttelte. „Oho“, dachte ich, „der hat auch saubere Bekanntschaften“, kümmerte mich aber weiter nicht darum und las in meinem Faust ruhig weiter. O, wie himmlisch, engelgleich erschien mir in diesem Augenblick das wunderliebliche Grethchen Faust's im Gegensatz zu dem Grethle meines Rottenmeisters. Hier ein anbetungswürdiges Abbild der Gottheit, dort ein getreues Konterfei einer Vogelscheuche. Welche Gegensätze! Indessen hatten sich die beiden Frauenzimmer in der frivolsten Weise zusammen auf des Rottenmeisters Bett gesetzt, den Freund in ihrer Mitte, und plauderten unter Lachen und Scherzen miteinander. „Zimmerschur!“ ertönte plötzlich die heisere Fuhrmannsstimme meines Vorgesetzten, während er sein poctennarbiges Gesicht zu mir herüberwandte. „Herr Rottenmeister, Sie befehlen“, gab ich zurück, klappte mein Buch zu, sprang von meiner Pritsche herab und stellte mich in gerichteter Haltung vor ihn hin. „Holen Sie

mir frisches Wasser in der Gölte!" befahl er. Obwohl erst vor zwei Stunden von meinem Vorgänger frisches Wasser geholt worden war, so zögerte ich doch keinen Augenblick, dem Befehl Folge zu leisten, nahm die Gölte auf den Kopf und wandte mich der Thüre zu. „Das sage ich Ihnen aber“, rief er mir nach, „das Wasser will ich nicht von unserem Brunnen, sondern von dem am westlichen Kasernensflügel.“ Ich aber dachte, während ich die Treppe hinabstieg, der Rottenmeister ist in einem argen Irthum, wenn er glaubt, das Wasser vom Brunnen des westlichen Flügels sei besser, als das von dem unsern, da ja alle drei Brunnen hinter den Kasernensflügeln von einer und derselben Quelle gespeist werden, und schritt deshalb einfach aus unsern Brunnen zu. Dort leerte ich meine Gölte aus und ließ sie unter dem Rohre wieder voll laufen. Ob mir nun der Rottenmeister vom Gangfenster aus oben nachgesehen, oder ob er der Zeitkürze nach, die ich zum Wasserholen brauchte, zu dem Schlusse kam, ich werde das Wasser nicht am westlichen Flügel geholt haben, weiß ich nicht. Kurzum, als ich wieder das Zimmer betrat, fuhr er mich ganz wüthend an: „Wo haben Sie das Wasser geholt?“ „An unserm Brunnen, Herr Rottenmeister.“ „Habe ich Ihnen nicht befohlen, das Wasser am westlichen Flügel zu holen, Sie Kreuz-Willionen —?“ „O ja, aber Sie werden entschuldigen, Herr Rottenmeister, das Wasser am westlichen Flügel ist ja ganz dasselbe, wie das an unserem Flügel.“ „Das geht Sie gar nichts an! Wenn ich Ihnen befehle, das Wasser dort zu holen, so haben Sie zu gehorchen! Augenblicklich tragen Sie das Wasser wieder fort und holen mir anderes am westlichen Brunnen, Sie nasenweiser Student, oder ich führe Sie in den Sicherheitsarrest! — Der Kerl ist nämlich ein Student“, wandte er sich mit höhnischer Geberde zu seinen Freundinnen; „aber der soll erfahren, was Soldat sein heißt.“ Da stand ich nun, Schurz und Spenzer an, die Wassergölte auf dem Kopf und in gerichteter Haltung vor der baumwollenen Würde meines Rottenmeisters, dem ich unbedingt gehorchen mußte, und der mich beleidigen durfte, wie es ihm gefiel. Die beiden Dirnen, die mich während dieses Vorgangs mit spöttischen Blicken vom Fuß bis auf's Haupt gemustert hatten, brachen in ein Gelächter aus.

Scham und Entrüstung über solche niederträgliche Behandlung tobten in meiner Brust. Festungsstrafe daran setzend, war ich eben im Begriff, die Gölte sammt ihrem Inhalt dem Rottenmeister an den Kopf zu werfen, aber besonnen, wie ich immer war, beherrschte ich mich; ein anderer

Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Kopf. „Sehr wohl, Herr Rottenmeister“, sagte ich ruhig, wandte mich um und verließ das Zimmer, verfolgt von dem schallenden Gelächter der Dirnen. Ich ging, aber nicht um Wasser zu holen am westlichen Kasernensflügel, sondern meinen Entschluß auszuführen.

Bei meinem vorigen Wasserholen hatte ich nämlich bemerkt, daß mein Zugfeldwebel mit seinem künftigen Schwager, einem jungen Manne aus dem Civilstande, auf dem hinter unserm Kasernensflügel befindlichen Turnplatz Turnübungen machte. Feldwebel K. war ein tüchtiger Soldat, zugleich Fecht- und Turnlehrer im Regiment, ein strenger, thätiger, aber auch humaner, rechtlich denkender Mann, der einem Soldaten nicht Unrecht geschehen ließ. Ich wußte auch, daß er mich gut leiden konnte. Zu diesem ging ich hin, nachdem ich meine Gölte auf dem Brunnenrand abgesetzt hatte, und erzählte ihm den ganzen Hergang. Eichtlich empört über des Rottenmeisters Ansinnen und Benehmen gegen mich verließ er sofort den Turnplatz, seinen Schwager bittend, daß er bleiben möge, er (der Feldwebel) komme gleich wieder. Zu mir sagte er; „Sie dürfen kein anderes Wasser holen! Tragen Sie nur Ihre Gölte wieder hinauf, aber warten Sie noch so lange, bis ich wieder zurück bin.“ Nach einer Viertelstunde kam er zurück. „So“, sagte er zu mir, „jetzt gehen Sie hinauf in ihr Zimmer, Rottenmeister A. wird Ihnen so bald nichts mehr anhaben; dem habe ich den Standpunkt klar gemacht.“

Als ich wieder mein Zimmer betrat, war es ganz still und einsam in demselben. Die zwei Mädchen hatten sich aus dem Staube gemacht, und der Rottenmeister saß ganz niedergeschmettert an seinem Tischchen, den Kopf in die Hand gestützt. Schweigend stellte ich meine Gölte hin und begab mich dann wieder hinüber auf meine Pritsche, um in Göthe's Dichtung weiter zu lesen.

Plötzlich sprang Rottenmeister A. sehr geräuschvoll von seinem Sitze auf, indem er den Stuhl mit größter Wucht gegen die Wand schleuderte, ergriff dann den zinnernen Trinkbecher, füllte ihn mit Wasser aus der Gölte, trank ihn hastig leer und warf ihn bergestalt auf den Tisch hin, daß ich glaubte, der Becher sei in Scherben zersprungen. „Himmel-Kreuz-Willionen — — —“ schrie er und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Er stieß überhaupt Flüche aus, wie ich vorher noch gar keine gehört hatte. „Warten Sie nur“, fuhr er dann, zu mir gewendet, in verbissener Wuth fort, „warten Sie nur, Ihnen will ich es theuer machen, daß Sie mich beim Feldwebel gemeldet haben! Sie will ich schlauchen,

daß Sie an Gottes Gnade verzweifeln! Ich weiß Mittel, Sie zur Verzweiflung zu bringen, ohne daß Sie sich beschweren können.“

Ich gab ihm natürlich keine Antwort; aber mit bangem Herzen dachte ich an die lange und schwere Zeit, die mir voraussichtlich unter diesem Menschen noch bevorstand. Denn daß er zu jeder Gemeinheit fähig war, wußte ich bereits recht gut. „Wenn da kein Wunder geschieht“, dachte ich, „dann adje Welt — dann halte ich's nicht aus!“

Es gibt solche rohe Menschen, die, wenn sie die Macht haben, diejenigen mit besonderer Lust tyrannisiren, die ihnen geistig überlegen sind. So war es auch bei Rottenmeister A. der Fall. Bei ihm bewährte sich das Sprüchwort: Wenn der Bauer auf's Ross kommt, reißet er stärker als der Edelmann.

Ein Unbestrich.

Die Verheißungen des Rottenmeisters erfüllten sich im vollsten Sinne des Wortes. Von dem Tage an, da ich mich über ihn beschwerte, wurden die Schlauchereien in weit höherem Maße betrieben und mit einer solch' ausgefuchten Raffinirtheit, daß ich mich wirklich nicht einmal beschweren konnte, ohne nicht Gefahr zu laufen, mich selber in noch größere Verlegenheit zu bringen. Denn wenn man an einem Soldaten einen Tadel finden will, so entdeckt man einen, und wenn er auch der zuverlässigste Mensch wäre.

Bei jedem Antreten, war es zu den Uebungen oder zum Verles, nahm der Rottenmeister die Visitation meines Anzuges und meiner Ausrüstung so übertrieben genau, daß er bei mir allein länger verweilte, als bei der Visitation der ganzen übrigen Obermannschaft. Während er die übrigen Leute nur im Vorbeigehen oberflächlich ansah, nahm er mir das Gewehr aus der Hand und visitirte es in seinen geheimsten Theilen von außen und innen, zog mein Taschenmesser aus der Scheide und betrachtete es an der Sonne, um unter allen Umständen ein Rostfleckchen zu entdecken, zupfte an allen Knöpfen meines Waffenrockes herum, ob keiner wackelig sei und dergleichen mehr. Hätte er jeden Einzelnen so gründlich visitirt, ich würde gewiß nicht der Einzige gewesen

sein, der wegen Malpropreté*) so oft gemeldet wurde. Aber mein Zugfeldwebel, an welchen diese Meldungen ergingen, nahm niemals Notiz davon, sondern bezeichnete sie im Gegentheil als eine Schlaucherei, die er sich ein für allemal verbitte. Oft hatte der brave Mann der maßlosen Visitation, die, auf meine einzige Person beschränkt, manchmal so lange dauerte, daß die ganze Kompagnie längst fertig und zum Abmarsch bereit stand, dadurch ein Ende gemacht, daß er herauf rief: „Kann denn heute die dritte Obermannschaft wieder nicht fertig werden mit Visitationen? Es ist Zeit! — Kompagnie Achtung! — Links um! — vorwärts marsch!“ und hinab ging die Treppe.

Anderß aber war es, wenn Obermann A. Dienst als Feldwebel hatte; da war es so sicher, wie der Wecken auf dem Laden, daß ich wegen Malpropreté an den Hauptmann gemeldet wurde. Der Rottenmeister meldete mich an den Obermann, dieser als dienstthuender Feldwebel an den Oberfeldwebel und der Letztere beim Rapport an den Hauptmann.

Aber auch am Hauptmann scheiterten alle Versuche des Rottenmeisters, mich in Arrest zu bringen. Der hochgebildete, durchaus gerechte und wohlwollende Offizier, dem ich heute noch eine dankbare Erinnerung bewahre, ließ es jedesmal nur bei einer Ermahnung bewenden, daß ich mir doch recht Mühe geben sollte, meinen Obliegenheiten nachzukommen, damit die Meldungen endlich aufhören.

Da nun Rottenmeister A. merkte, daß auch auf diesem Wege nichts zu machen sei, so bearbeitete er den Obermann dahin, daß derselbe mich fernerehin bei jeder Gelegenheit, statt zu melden, zur Strafe einfach mit Sack und Pack antreten ließ. An einem Samstag Nachmittage waren wie gewöhnlich keine Uebungen, dagegen war allgemeine Zimmerreinigung. Da wurden die Zimmerböden aufgewaschen, Tische, Stühle, Schränken, Gölten Kübel u. s. w. gefegt und gescheuert und zuletzt die Bett-Teppiche ausgeklopft. Diese Reinigungsarbeiten wurden je für sich in den Obermann-

*) Malpropreté, ein militärischer Ausdruck für Unreinlichkeit des Anzuges oder der Ausrüstung.



Sie will ich schlauchen, daß Sie an Gottes Gnade verzweifeln!

haben vorgenommen, im
Festhalte betraf, im
kurzt verrichtet. Wenig
mann A. das Bawohl
während Rottenmeister A.
des Schreimers
Vorfall machte
Bischoffe und veranlaßte
weise Niemand. Ober
alle heute die Arbeiten im
meister A. verließ den
Zimmer.

Nachdem die Reinigung
ten, die bis zum Abend
langsam und nur auf
Kammern des verabschiedet
hat daß (siehe). Ober
zum Ausgehen und Ma
ber glücklich ab und
legere zum Zimmer
Obermann, kommen
Sie die zwei verabschiedet
hängen, solche haben
nicht geben.“

Der Obermann ging
der Thür, entlang
sogenannter Rechen, a
gehört werden. Die
Gendarm im Pei
und ein neues (P
man im täglichen G
teries braucht un
und zum Antreten
der Obermann G
ließ.

Mein Herz da
zwei rüstigen Ge
leinen Fall, dar
Bermittlung war
gerückt gewesen, n
das Wimmegewehr
da ich es erst
mit Sack und Pa
Der Obermann
dem Tage folgte.
Wem gehört das
und das Wimmeg
er. Er hätte eige
den er belieh, a
tinte, worin er je
Besitzer nachsehen
Wie vom Wimm
gott, das sind
Himmelstüllen,

Der Obermann
dem Tage folgte.
Wem gehört das
und das Wimmeg
er. Er hätte eige
den er belieh, a
tinte, worin er je
Besitzer nachsehen
Wie vom Wimm
gott, das sind
Himmelstüllen,

schaften vorgenommen, und was die beweglichen Gegenstände betraf, im hintern Kasernenhof unter Aufsicht verrichtet. Gewöhnlich beaufsichtigte Obermann N. das Aufwaschen des Zimmerbodens, während Rottenmeister A. das Fegen und Putzen des Schreinwerks im Hof beaufsichtigen mußte. Diesmal machten sie aber von der Regel eine Ausnahme und vertauschten ihre Rollen, warum, wußte Niemand. Obermann N. beaufsichtigte also heute die Arbeiten im Kasernenhof und Rottenmeister A. versah den angenehmeren Dienst im Zimmer.

Nachdem die Reinigungsarbeiten zu Ende waren, die bis zum Abend gedauert hatten, saß ich hungrig und müde auf meiner Britsche, ein Stück Kummisbrod verzehrend. Die übrige Mannschaft that das Gleiche. Obermann N. rüstete sich eben zum Ausgehen und Rottenmeister A. ging scheinbar gleichgiltig ab und zu. Auf einmal stürzte Letzterer zum Zimmer herein und rief: „Herr Obermann, kommen Sie doch heraus und sehen Sie die zwei verrosteten Gewehre an, die da außen hängen; solche haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht gesehen.“

Der Obermann ging hinaus. Draußen vor der Thüre, entlang der Wand, befindet sich ein sogenannter Rechen, an welchem die Gewehre aufgehängt werden. Damals hatte der Mann zwei Gewehre im Besitz, ein altes (Ererziergewehr) und ein neues (Miniegewehr). Ersteres hatte man im täglichen Gebrauch zum Ausrücken, letzteres brauchte man nur zum Scheibenschießen und zum Antreten bei Mustern, oder wenn der Obermann Einen zur Strafe damit antreten ließ.

Mein Herz dachte nicht daran, wem wohl die zwei rostigen Gewehre gehören könnten, mir auf keinen Fall, darauf hätte ich schwören können; Vormittags war ich mit dem Ererziergewehr ausgerückt gewesen, wo es visitirt worden war, und das Miniegewehr hing frisch gepuht am Nagel, da ich es erst vor ein paar Tagen zum Antreten mit Saek und Paek gebraucht hatte.

Der Obermann, dem der Rottenmeister auf dem Fuße folgte, betrat wüthend das Zimmer. „Wem gehört das Ererziergewehr Nummer 85 und das Miniegewehr Nummer 113?“ fragte er. Er hätte eigentlich nicht zu fragen gebraucht, denn er besaß, gleich wie der Rottenmeister, eine Liste, worin er jede Gewehr-Nummer und deren Besitzer nachsehen konnte.

Wie vom Blitz getroffen schaute ich auf. Herrgott, das sind ja meine Gewehre! Aber um's Himmelswillen, woher sollten sie denn auf einmal

so rostig geworden sein, daß man ein solches Aufheben davon macht?

Freimüthig, da ich meiner Sache gewiß war, trat ich vor und sagte: „Herr Obermann, die Gewehre gehören der Nummer nach mir, aber daß sie so verrostet sein sollen, ist mir rein unerklärlich — ich will jedoch gleich darnach sehen.“ Ich ging hinaus auf den Gang. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich meine Gewehre sah! Wenn man sie geradezu in weichen, flüssigen Lehm getaucht hätte, würden sie nicht anders ausgesehen haben. Die Läufe waren innen und außen total mit Rost überzogen. Aber es war kein alter Rost, das sah ich gut, es war ein ganz frischer, der sich erst seit ein paar Stunden gebildet haben mußte; denn er ließ sich geradezu mit der bloßen Hand wegwischen. Auch im Innern des Laufes war der Rost so weich und zugleich so auffallend feucht, daß, wenn ich den Finger in die Mündung hineinsteckte, ich denselben wie mit nassem Lehm überzogen herausbrachte, als ob es in den Lauf hinein geregnet gehabt hätte. Aber wie sollte denn das zugegangen sein? Es hat doch heute Vormittag bei den Uebungen nicht geregnet, und auf dem Gang, wo die Gewehre hingen, hätte es ja selbst beim größten Wolkenbruch nicht in die Läufe hineinregnen können! Ich nahm meine zwei Gewehre eines nach dem andern zur Hand und öffnete den Hahnen: da perlten Wassertropfen aus dem Zündkegel heraus und die Hahnenkappe war ganz naß. Wie kam aber Wasser hinein? — Herrgott! — jetzt ging mir ein Licht auf: das ist ein Bubenstreich des Rottenmeisters, dachte ich, der hat mir Wasser in die Gewehrläufe gegossen! Verdachtsgründe hiefür hatte ich gleich zur Hand: Erstens seine frühere Drohung, er werde mich schlauchen, daß ich an Gottes Gnade verzweifle, ohne mich beschweren zu können. Zweitens die Rollenvertauschung bei der Zimmerreinigung, wodurch es ihm möglich geworden, den ganzen Nachmittag im Kompagniebereich sich aufzuhalten und da ungesehen schalten und walten zu können, wie es ihm beliebte. Drittens das Auffallende, daß gerade er der Erste war, der meine Gewehre gesehen; denn andernfalls wäre doch kein Grund vorhanden gewesen, meine Gewehre heimlich am Gewehrrechen zu visitiren. Und daß er genau wissen konnte, welche Gewehre mir gehörten, dazu besaß er ja die Gewehrliste.

Auf der Stelle ging ich wieder in mein Zimmer zurück und sagte meinem Obermann, daß ich unschuldig an der Verrostung meiner Gewehre sei, es müsse mir Jemand Wasser in die Läufe geschüttet haben, er möchte so gut sein und sich

Sofort warf der humane Mann Nadel und Scheere weg, zog seine Uniform an und verließ eilends das Zimmer. Ein Freudenstrahl durchzuckte mich, als ich meinen Erlöser kommen sah. „Wer hat Ihnen befohlen, den Mann antreten und auspacken zu lassen?“ donnerte er den Rottenmeister an. „Obermann R.“, gab dieser kleinlaut zur Antwort. „Wie oft haben Sie ausgepackt?“ wandte er sich an mich. „Das ist das sechste Mal, Herr Feldwebel.“ Zornesröthe zog über sein Gesicht. „Eingepackt!“ — „Eingerückt!“ kommandirte er und ich war frei. Aber ich hatte noch nicht ganz mein Zimmer erreicht, da erscholl die donnernde Stimme meines Feldwebels, der dem Rottenmeister die heftigsten Vorwürfe namentlich darüber machte, daß mein Antreten ohne sein Wissen selbstständig verfügt und vorgenommen worden war. „Ich bin Feldwebel“, hörte ich ihn unter Anderem sagen, „und ich verbitte mir solche Eigenmächtigkeiten! — Was habt Ihr denn eigentlich überhaupt gegen den Soldaten H.? Er ist der tüchtigste und intelligenteste Mann in meinem ganzen Zuge. Die reinste Schlaucherei ist es, und wenn sie nicht aufhört, so mache ich Meldung! Haben Sie es verstanden? Mit Obermann R. werde ich übrigens auch noch ein Wort reden!“

Der sonst so großmaulige Rottenmeister stand, während ihm die Leviten gelesen wurden, da, wie ein armer Sünder, und vermochte kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen.

Ob Feldwebel R. nachher auch mit Obermann R. darüber gesprochen, weiß ich nicht, so viel jedoch kann ich sagen, daß ich von da an vor Letzterem ziemlich Ruhe hatte. Er ignorirte mich mehr, als daß er etwas von mir gewollt hätte, dagegen blieb Rottenmeister A. der Alte und that fortwährend mir zu Leid, was er konnte.

Im Unteroffiziers-Unterricht.

Mittlerweile war es Oktober geworden. Der Winterkurs für die Unteroffiziere nahm seinen Anfang und mein Hauptmann hatte mich, da ich bereits seit einigen Wochen Fouriersaspirant war, diesem Unterricht beigegeben, eine große Ehre für mich, da dieser Vorzug außer mir keinem Soldaten im ganzen Regiment widerfuhr.

„Ich habe etwas mit Ihnen vor, d. h. ich habe Ihre Beförderung im Auge“, hatte mein Hauptmann zu mir gesagt; „darum lasse ich Sie den Unteroffizierskurs mitmachen, damit Sie für alle Fälle die nöthigste militärische Ausbildung haben.“

Die Unteroffiziere meiner Kompagnie, namentlich Obermann R. und Rottenmeister A., waren

nicht sehr erbaut davon, einen gemeinen Soldaten in ihrem Unterricht zu haben, der ihnen an Schulbildung weit überlegen war, und vor dem sie ihre diesbezüglichen Blößen nicht verdecken konnten.

Meine Kenntnisse waren übrigens, offen gestanden, nicht weit her; ich hatte früher nur eine Volksschule besucht, und mein Vischen Wissen, welches darüber hinausging, hatte ich mir nur durch Selbststudium nothdürftig angeeignet. Dessen ungeachtet aber mag ich als ein strebsamer, wissensdurstiger Mensch den Unteroffizieren gegenüber, die eine noch viel mangelhaftere Schulbildung auf dem Lande genossen und einen Beruf erwählt haben, bei dem sie sich ebenfalls nicht höher ausbilden konnten, den Eindruck eines Studirenden gemacht haben.

Feldwebel D.,*) ein Hilfslehrer unseres Unterrichts, ein sehr geschickter und gutgeschulter Mann, der die Fächer der Arithmetik und der Aufsatzlehre vertrat, hatte mich auch auf Grund meiner höheren Begabung immer nur scherzweise „Doktor“ genannt.

Es mag wohl selbstverständlich erscheinen, daß ich im Rechnen und Schreiben ziemlich „beschlagen“ war, und was in dieser Hinsicht im Unteroffiziers-Unterricht gelehrt wurde, hatte ich längst vorher in der Schule gelernt; für die Unteroffiziere aber waren dies alles „böhmische Dörfer“. Nur die militärischen Aufgaben, die wir vom Oberlieutenant bekamen und die in einem schriftlichen Aufsatze gelöst werden mußten, waren für mich etwas Neues, löste sie aber bald nach Form und Inhalt mit solchem Verständniß, daß mich der Oberlieutenant auch in dieser Hinsicht den Unteroffizieren immer als ein Muster hinstellte. Die Lösung dieser Aufgaben war aber durchaus kein Hexenwerk; es wurde ja vorher ein Langes und Breites mündlich gelehrt, was der Unteroffizier in diesem oder jenem kritischen Falle in der Nähe des Feindes zu thun hat, und dann brauchte er nur noch ein wenig Einbildungskraft, um sich in die ihm gestellte Aufgabe so hineinzudenken, als sähe er Alles in Wirklichkeit vor sich. Da konnte man z. B. die Aufgabe bekommen, man sei Kommandant einer kleineren Feldwache, oder eines Benachrichtigungspostens, oder einer Patrouille, oder eines Detachements u. s. w., und es ereigne sich dieses oder jenes, z. B. der Feind rücke mit Uebermacht an, oder es sei von einer ausgestellten Schildwache ein Schuß gefallen u. s. w., was man jetzt in diesem Falle zu thun habe &c. —

*) Der Mann wurde später Kondukteur und verunglückte als solcher auf der Eisenbahn bei Asperg.

Einmal hatten wir Unterricht über Interpunction oder Zeichensetzung. Da wurde vieles diktiert und mündlich erklärt, wo und was für ein Zeichen im Schriftsatz anzubringen sei. Eben waren wir am Strichpunkt, welches da hingehöre, wo ein Komma zu wenig und ein Punkt zu viel sei, z. B. in der Mitte eines Satzes, der aus einem Vor- und Nachsatz bestehe und letzterer mit „vielmehr“ beginne. Da kam der Hauptmann in's Unterrichtszimmer herein und hörte eine Weile zu. „Obermann R.“, sagte er endlich, „machen Sie geschwind einen solchen Satz aus dem Stegreif, in welchem der Nachsatz mit „vielmehr“ beginnt.“ Aber mein Obermann stand da wie ein Schulknabe, der seine Sache nicht kann; kein Wort brachte er heraus. „Machen Sie einen solchen Satz, wandte sich der Hauptmann an den nächsten Unteroffizier. (Wir saßen nämlich nach dem Dienstalter: Obermann R. als der Älteste rechts und so gings abwärts bis zu meiner Wenigkeit, welche als der Jüngste links oder links saß.) Auch der Zweite zerbrach sich den Kopf vergeblich. So wandte sich der Hauptmann von Einem zum Andern ohne den geringsten Erfolg. Keiner brachte einen Satz zusammen. Nun kam die Reihe an mich. „Machen Sie die Unteroffiziere zu Schanden“, sagte der Hauptmann zu mir in scherzendem Tone; „Sie werden wohl hoffentlich einen so einfachen Satz zusammenbringen, der aus einem Vor- und Nachsatz besteht und letzterer mit „vielmehr“ beginnt; Sie sind ja Dichter.“ (Ich muß hier beifügen, daß meinem Hauptmann längst bekannt war, daß ich mich früher schon vor meiner Militärzeit viel mit der Poesie beschäftigt und auch manches meiner Produkte im Drucke herausgegeben habe.)

Wohl hatte mir eine bedeutende längere Zeit zur Verfügung gestanden, als den Andern, mich auf einen Satz zu besinnen, und ich war auch längst mit einem solchen im Stillen fertig. Da mich aber der Hauptmann bei meiner poetischen Ader erfaßte, so ließ ich meinen ersten Satz fahren und besann mich schnell auf einen neuen, der einigen Bezug auf das Dichten haben sollte und sprach, indem ich mich militärisch von meinem Sitze erhob: „Es ist mir ein Leichtes, einen Satz zu bilden (:) — vielmehr bin ich im Stande, ein ganzes Gedicht zu machen (.) —.“

„Bravo!“ — rief der Hauptmann seelenvergnügt, „das haben Sie gut gemacht, H., so ist's recht, machen Sie nur die Unteroffiziere zu Schanden“, und lachend verließ er das Zimmer.

Aber was machten jetzt die Unteroffiziere für Gesichter an mich hin! Wenn ihre Augen Dolche

gewesen wären, es würde kein gesundes Fleckchen an meinem ganzen Leibe geblieben sein. Das Gesicht meines Rottenmeisters wurde dunkelroth vor Zorn, wie bei einem Krüder; seine Augen wurden so groß wie Pflugräder, und ich dachte gleich im Stillen: der wird mich meinen Vor- und Nachsatz schon fühlen lassen und mir manchen Strichpunkt zum Andenken geben!

Verzeiwung auf der Pulvermagazins-Wache.

Es kam richtig so. Nach einigen Tagen bekam ich Dienst, und zwar auf der Pulvermagazinswache. Beim Antreten in der Kompagnie, d. h. vor Abgang der Dienstmannschaft zur Wachparade in den Kasernenhof, hatte Obermann R. wieder Feldwebelsdienst, und Rottenmeister A. visitirte die Obermannschaft. Mit einer Gründlichkeit sonder Gleichen visitirte letzterer wieder mein Gewehr; er nahm es hinüber an das Fenster, wo die Sonne hereinschien, um womöglich einen Tadel zu finden. Da richtig, innerhalb des Bügelbogens wollte er einen Punkt entdeckt haben, der Krost sei, den ich aber beim Hinschauen absolut nicht finden konnte; wahrscheinlich hatte ihm mein Strichpunkt vor den Augen geschwebt. Auf meine Entgegnung, daß ich durchaus keinen Krost wahrnehme, gab er mir zur Antwort: „Halten Sie's Maul! Wenn ich sage, Ihr Gewehr hat Krost, so hat es Krost, und wenn es auch keinen hat!“ Darauf händigte er mir mein Gewehr wieder ein, machte Rapport bei Obermann R. und meldete mich wegen Nichtinstandhalten meines Gewehrs.

Obermann R., der, wie schon erwähnt, an diesem Tage dienstthuender Feldwebel war, besaß als solcher die Ermächtigung, auf die Meldung hin über mich zu verfügen, wie es ihm beliebte, ohne daß der eigentliche Zugfeldwebel R., der ohnehin gar nicht beim Verles anwesend war, sich dazwischen legen konnte. Demgemäß verkündigte er mir, nachdem er mir den Marsch gemacht hatte, daß ich morgen Abend, wenn ich von der Wache abgekommen und von den Nachmittagsübungen eingerückt sei, mit Sack und Pack anzutreten habe.

Das war auch ein Satz. In solchen Sätzen waren sie Meister die Herren von der Borde; da gings heraus wie am Schnürchen, als hätten sie's auswendig gelernt. Also mit Sack und Pack antreten, wobei es wieder hergehen wird, wie das letzte Mal, wo ich sechsmal auspacken mußte. Dieser Gedanke drückte mich fast zu Boden. Zum ersten Male verlor ich jetzt den Muth vollständig, die größte Verzeiwung bemächtigte sich meiner. Trostlos, an Gott und den Menschen verzweifeln,

bezog ich meine Wache. Die Pulvermagazins-Wache — die inzwischen eingegangen und an einen andern Ort verlegt worden ist, da das fragliche Pulvermagazin wegen Erbauung der Böblinger Bahn demnächst abgebrochen werden wird — gab damals zwei Posten, einen vor dem Gewehr und einen am eigentlichen etwa 300 Schritte vom Wachzimmer entfernten Pulverthurm. Letzterer Posten fiel mir zu, der mir ganz erwünscht kam, da ich dort ungesehen, von allem menschlichen Verkehre abgeschlossen, mich meinem Schmerze hingeben konnte. Aber gerade das Alleinsein war nicht gut für mich; ich hätte mich lieber einem Kameraden von der Wache anvertrauen sollen, der mir gewiß Trost zugesprochen haben würde und ich nicht zu dem verzweifelten Entschlusse gekommen wäre, der wohl der bedenklichste meines ganzen Lebens war. Statt dessen drückte ich den Schmerz und den Kummer in mich hinein, und je länger ich über meine Lage nachdachte, desto mehr verlor ich den Muth und die Kraft, der Zukunft standhaft die Stirne zu bieten. „Erst ein halbes Jahr Soldat sein“, dachte ich, „und schon so viel gelitten und durchgemacht haben. — Wie wird es mir noch ergehen, wenn ich im nächsten Frühjahr Schütz*) werde (worauf ich zum Voraus rechnen konnte), und von jetzt an noch anderthalb Jahre aussharren muß! Diese Menschen martern mich zu todt, oder ich werde wahnsinnig. — Wenn nicht Einer von uns Beiden, der Rottenmeister oder ich, zu einer andern Compagnie versetzt wird, oder Ersterer nicht in Bälde stirbt, gibt es keine Aenderung in meiner verzweiflungsvollen Lage, die ich länger nicht mehr ertragen kann.“ Aber zu einer Versetzung war gar keine Aussicht vorhanden, und auf den Tod des Rottenmeisters warten, der, wie es schien, so gesund war, wie ein Fisch im Wasser, konnte mir kein Trost sein; der hätte mir nach Umständen die Zeit lang machen können. Also wie ich mir auch die Sache überlegte, nirgends sah ich einen Ausweg, der mich von meinen Qualen erlösen konnte. Nur Einen Weg gab es für mich, einen düstern; nur Eine Wahl blieb mir, eine traurige, meinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen — der Tod.

Nachts um zwölf Uhr kam ich wieder auf den Posten: ich war in der ersten Ablösung. Düstern lag vor mir der Wald, der sich von der Saume bis zum Jägerhaus hinzieht, und an dessen Saume sich die jetzige Hasenbergstation der neuen

Böblinger Bahn befindet. Traurig und still war Alles um mich her, nur das Quacken der Frösche im nahen Vogelfangsee (der aber jetzt trocken gelegt ist) tönte an mein Ohr. Eine dumpfe Schwüle lag in der Atmosphäre, und hinter dem Walde zog ein schwarzes Gewölke herauf, begleitet von Blitz und Donner; es war den Tag über heiß gewesen, und trotz der bereits vorangeschrittenen Herbstzeit brach in jener Nacht ein heftiges Gewitter aus.

Noch einmal zogen all' die traurigen Erfahrungen, die ich in dem letzten halben Jahre gemacht hatte und die mir voraussichtlich noch 1½ Jahre in Aussicht standen, an meiner Seele vorüber. Meine Muthlosigkeit nahm immer mehr überhand; ich fühlte, daß ich nicht mehr die Kraft besaß, mich aufzurichten und der Zukunft zu trotzen, mein Herz schien gebrochen. Wie drüben über dem Wald es finster und düster aussah, so sah es auch in meinem Innern aus, und wie der Sturmwind tobte, der sich jetzt von Westen her erhob, so tobte es mir durch die Seele.

„Ja, flammt nur herab, ihr Blitze! tobe und rase nur du wilder Sturm! fahre nur du zündender Blitzstrahl hinein in den Pulverthurm, daß er krachend in die Luft fliegt und ich mit ihm! Reize du tobender Sturm nur Alles nieder und lege es von hinnen! für mich gibt es keine Rettung mehr! — Ich kam harmlos, vertrauensvoll zum Regiment, meiner Militärpflicht Genüge zu leisten“, fuhr ich in meinem Gedankengange fort; „vom besten Willen beseelt, war ich stets gerne zu allem bereit, was der Dienst von mir forderte, ja noch mehr, ich that ohne Murren alles das, was die böse Laune, der ungerechte Sinn meiner Unteroffiziere von mir verlangte; aber alles, was ich auch thun mochte, hatte keinen Erfolg. Da nun alles nichts half und voraussichtlich auch fernher nichts helfen wird, so komme du mir zu Hilfe, tödtliches Blei — ich habe ja die Feuerwaffe geladen in der Hand!“

Nach einem kurzen Gebet nahm ich mein Gewehr in die Lage von „fertig“, löste das Sicherheitsleder ab (welches bei den früheren geladenen Gewehren stets hat angebracht sein müssen, um das unabsichtliche Entladen derselben auf dem Posten zu verhindern) und spannte den Hahn. Dann nahm ich mein Gewehr bei Fuß.

„Rottenmeister“, rief ich mit unterdrückter Stimme, „du bist schuld an meinem Tode! Du hast mich gemordet! Aber dir soll mein Tod auf der Seele brennen so lange, bis du dir selber das Leben nimmst!“ Dann legte ich das Kinn über die Mündung und wollte eben mit dem

*) Damals existirte noch das Schützenkorps, welches aus den bessern Soldaten bestand und aus welchem dann später die Rottenmeister hervor gingen.

Fuße, den ich bereits des Stiefels entledigt hatte, den tödtlichen Schuß abfeuern. — Gott verzeihe mir diese Sünde, aber Du weißt, was ich in diesem Augenblicke empfunden habe. — Schon berührte mein Fuß den Bügelbogen, und nur noch ein paar Linien bis zur Drückerspitze fehlten — da flammte der Himmel auf einmal hell auf, noch sehe ich den zuckenden Blitzstrahl über dem Walde, — und ein Donnerschlag erfolgte, der den Boden erzittern machte; — in der Nähe der Gaisseiche hatte es eingeschlagen. Ich wurde stutzig. Aber nicht Schreck war es, was mich in meinem Vorhaben innehalten hieß, denn vor einem Gewitter fürchtete ich mich nie, es war die Großartigkeit, die Erhabenheit des entfesselten Elements, das übermächtige Spiel der Natur, vor welchem mir meine Muthlosigkeit, mein Kummer auf einmal so kleinlich, so unbedeutend vorkam, daß ich mich wahrhaftig schämte. Plötzlich stand es mir wieder klar vor Augen, wie thöricht es ist, Alles nur von seiner eigenen persönlichen, oft sehr beschränkten Meinung und oft sehr gereizten Stimmung abhängig zu machen und so wenig Vertrauen auf sich selbst und auf die Allmacht Gottes zu haben, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, und der uns oft — wenn es sein göttlicher Wille ist — auf die einfachste Weise hilft, wo unser Menschenverstand an jeder Hilfe gezweifelt hatte. Wunderbar leicht wurde es mir um's Herz. Es war mir, als flüstere mir eine innere Stimme zu: „Nicht dir gehört ein so früher Tod, sondern dem, der dich fast bis zum Selbstmorde getrieben hat. Du mußt noch ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, während Rottenmeister A. den Schuß Pulver nicht werth ist, mit welchem er sich über kurz oder lang eine Kugel durch den Kopf jagen wird.“ Neuer Muth belebte mich wieder, ich war wie neu geboren.

Mein Gedicht in der Stuttgarter Flora.

Niemand sagte ich ein Wort davon, dagegen brachte ich den ganzen Vorfall, mit einiger romantischer Ausschmückung, zu Papier, und zwar in Form einer Romanze, an welcher ich noch in derselben Nacht zu dichten angefangen hatte, und

sandte sie mit meiner vollen Namensunterschrift und mit Nennung meines Regiments und meiner Kompagnie in die „Stuttgarter Flora“ ein*).

Am andern Tage, als ich von der Wache abgekommen und Abends von den Nachmittagsübungen eingerückt war, hätte ich mit Sack und Pack antreten sollen, wie mir Obermann A. befohlen gehabt hatte. Ich that es aber nicht. Es war das erste Mal, daß ich einen Befehl absichtlich nicht befolgte, ich that, als hätte ich es vergessen. „Wenn mich Obermann A. daran erinnert, ist es immer noch Zeit genug“, dachte ich. Aber er sagte kein Wort; er selber schien es in Wirklichkeit vergessen zu haben, und der Rottenmeister, der gewiß den Obermann daran erinnert haben würde, war glücklicherweise abwesend, da er an diesem Tage auf die Schloßwache gekommen war. So unterblieb nun also mein Antreten.

Nach einigen Tagen erschien mein Gedicht in der Flora. Wenn der Pulverthurm in die Luft geflogen wäre, hätte er keine größere Sensation erregen können, als dieses Gedicht.

Da stand zu Jedermanns Ueberraschung ausdrücklich zu lesen, daß sich nächstlicherweile ein Soldat als Schildwache am Pulverthurm — aus Verzweiflung darüber, daß er, trotz seines gewissenhaftesten Bestrebens, seinen Vorgesetzten zu gefallen



Schon berührte mein Fuß den Bügelbogen.

von seinem Unteroffizier fortgesetzt mißhandelt wurde — habe erschiesen wollen, und daß ihn nur im letzten Augenblicke, als schon der Hahn gespannt war, eine Vision gerettet habe, indem er eine Art Jata Morgana vom Himmel herabschweben zu sehen wähnte, die ihn so sehr entzückte, daß er, in den wunderbar schönen Anblick verloren, sich selbst vergessend, der himmlischen Erscheinung nachlief, um sie in der Nähe zu schauen. Dadurch habe er sich meilenweit von seinem Posten entfernt, das bald entdeckt und er als Deserteur verfolgt und eingeholt worden sei. Vor den König gestellt, wo er sich wegen seiner Flucht verantworten sollte, habe er dem erzürnten Monarchen die Frage vorgelegt, welcher Fall wohl die größte Sünde sei, ob der, wenn der Knecht eines irdi-

*) Die Flora war damals ein unterhaltendes Beiblatt des „Neuen Tagblattes“.

über König um seine
wenn dem König aller
eine Seele sterbe? Dar
antwortet, der zweite Fall
Sünde, und verwundert
gefragt, was er (der
sagen wolle. Freimüthig
der vorigen Nacht geh
und die Gründe darü
Meinung erwähnt, die
sollten hinweggelockt un
schätzte That vereitelt
Worten habe der König
haren Zusammenhang
kam, den Soldaten
im sein königliches B
sein künftiges Glück
Dieses war der Fall
wenn auch dieselbe in
Form noch viel zu un
sie doch einen ershüt
stimm gemacht. Ueber
von dem armen Sold
Mißhandlung seitens
dem Posten das Lebe
glaube, wenn ich es
mit getrieben hatte.
langet worden. Mi
dason, auch meinem
nicht, der mich einige
des Gedichtes zu sich
und mich, wie man zu
hand fragte. Ich wol
zu einer Untersuchung
hätte den Kürzern geg
ich alle die mir zuge
oder begründen können
den sich einfach dahin
haben, ich sei kein re
Befehl im Kopf verber
sich ein ungründliche
mit dem Ratten spien
Zuher Ausreden, de
in ähnlichen Fällen beb
jenseit hielt ich es für
Kouriermann gegenüber
kürren. Ich Herren
meinen Gedichte heraus
sahat“, dachte ich, da
zu leben, warum die
schließen wollen.“
Rein Hauptmann
verleihen und es mein
Verleugnung zu finden

sehen Königs um seine Freiheit werbe, oder der, wenn dem König aller Könige durch Selbstmord eine Seele sterbe? Darauß habe der König geantwortet, der zweite Fall sei entschieden die größere Sünde, und verwundert habe er die Frage hinzugefügt, was er (der Soldat) mit dem Selbstmorde sagen wolle. Freimüthig habe er dann seinen in der vorigen Nacht gehaltenen Selbstmordsentschluß und die Gründe dafür bekannt, sowie die Erscheinung erwähnt, die ihn gleichsam von seinem Posten hinweglockt und ihm dadurch seine beabsichtigte That vereitelt habe. Gerührt von diesen Worten habe der König, der in diesem wunderbaren Zusammenhang einen Fingersatz Gottes erkannt, den Soldaten auf freien Fuß gesetzt und ihm sein königliches Wort gegeben, daß er für sein künftiges Glück sorgen wolle.

Dieses war der Inhalt meiner Romanze, und wenn auch dieselbe in Bezug auf Sprache und Form noch viel zu wünschen übrig ließ, so hatte sie doch einen erschütternden Eindruck beim Publikum gemacht. Ueberall sprach man voll Mitleid von dem armen Soldaten, der in Folge erlittener Mißhandlung seitens eines Unteroffiziers sich auf dem Posten das Leben habe nehmen wollen. Ich glaube, wenn ich es ausgesagt hätte, wer mich so weit getrieben hatte, der Kottenmeister wäre gelacht worden. Aber ich sagte Niemand ein Wort davon, auch meinem Hauptmann gestand ich es nicht, der mich einige Tage nach Erscheinen meines Gedichtes zu sich in seine Wohnung beschied und mich, wie man zu sagen pflegt, aus dem Verstand fragte. Ich wollte durchaus keinen Anlaß zu einer Untersuchung geben, bei der ich auf alle Fälle den Kürzern gezogen hätte. Denn wie hätte ich alle die mir zugefügten Drangsale beweisen oder begründen können? Die Unteroffiziere würden sich einfach dahin entschuldigt und ausgerebet haben, ich sei kein rechter Soldat, lasse meine Waffen im Rost verderben und sei in jeder Hinsicht ein ungeschickter Mensch, dem man immer auf dem Nacken sitzen müsse.

Solche Ausreden, deren sich die Unteroffiziere in ähnlichen Fällen bedienten, kannte ich gut, und somit hielt ich es für das Klügste, mich meinem Hauptmann gegenüber mit Allem zufrieden zu erklären. „Ihr Herren werdet es wohl selbst aus meinem Gedichte herausfinden, wo mich der Schuh drückt“, dachte ich, „da steht es klar und deutlich zu lesen, warum die Schildwache sich hat erschießen wollen.“

Mein Hauptmann schien dies auch recht gut zu verstehen und es meinerseits als eine Art Selbstverleugnung zu finden, daß ich schwieg und ihm

dadurch die Unannehmlichkeit einer Untersuchung ersparte, die nach Umständen eine sehr ernste hätte werden können und die auf alle Fälle Aufsehen erregt haben würde. Daher sagte er zu mir in freundlichem Tone: „es freut mich, daß Sie sich nicht über Ihre Vorgesetzten beklagen, obwohl ich glaube, daß Sie Manches drückt und daß die eiserne Strenge des Militärs schwer auf Ihrem zarteren Gemüthe lastet, allein Sie müssen sich mit Geduld in das Unvermeidliche fügen und bedenken, daß es bei uns nicht anders geht.“ Dann fuhr er fort: „Ich habe höhern Orts Befehl erhalten, Sie über die Ursache Ihres Gedichts, welches augenfällig Selbstmordsgedanken Ihrerseits zur Schau trägt, zu vernehmen; da Sie aber keinen Grund hiefür angeben, sondern es auf ein Phantasiengebilde zurückführen, so habe ich Ihnen nur noch zu sagen, daß, wie sie wissen sollten, ein Soldat ohne Erlaubniß Nichts in öffentliche Blätter schreiben darf, Sie also künftig es unterlassen werden, so lange Sie präsent sind, Ihre Produkte zu veröffentlichen.“ Damit war die Unterredung zu Ende.

Hauptmann D. war mir von da an noch mehr gewogen als früher, wie denn überhaupt alle meine Offiziere, selbst solche von andern Kompagnieen, mit denen ich dann und wann in dienstliche Berührung kam, mich gut leiden konnten. Da fühlte ich mich jedesmal so recht in meinem Element, wenn ich mit höheren Vorgesetzten, mit Leuten von gebildetem Stande zu verkehren hatte, bei niederen aber und bei der Mannschaft selbst fühlte ich, daß ich nicht zu ihnen paßte. Was hatte mich nur das wüste Geschrei, das sie Gesang nannten, auf dem Marsch oder beim Kartoffelschalen im hintern Kasernenhof angeekelt, wenn ich Schiller und Göthe, Uhland'sche Lieder und Sylcher'sche und Kreuzer'sche Kompositionen im Kopf hatte. Herrgott, war das ein Ohrenschmauß für Einen, der mit seinen Gedanken im Olymp schwebte und statt jener Geist und Freiheit athmenden Lieder Uhlands in den scheußlichsten Tonarten und ohrzerreißendsten Dissonanzen hören mußte: „Mein Mann ist gefahren in's Heu, juhei!“ oder: „Es wohnte ein Müller an jenem Teich, aho, ho, ho!“ worin, wenn ich nicht irre, der schöne anthropologische Satz vorkommt: „der Habersack kriegt Händ und Füß“ u. — — —

Neuigkeiten auf der Hauptwache.

Der Monat Dezember war herangekommen. Draußen lag tiefer Schnee und die Fenster waren mit Eisblumen bedeckt. Es war ein sehr kalter

Winter von 1860—61. An einem dieser kalten Tage kam ich auf die Hauptwache. Diese befand sich an der Königsstraße auf dem Platze des jetzigen Sonthheimer'schen Hauses. Die Wache bezogen, außer der Mannschaft, ein Offizier, ein Obermann und ein Rottenmeister. Ersterer hatte, wie üblich, ein besonderes Lokal zu seinem Aufenthalt und war von den Letzteren abgefordert. Damals zog die Mannschaft nicht mit Tornister auf die Wache, sondern nur mit Patronentasche und Gewehr. Da deshalb die Leute ihren Bedarf an Lebensmitteln nicht mit auf die Wache nehmen konnten, so ward gestattet, daß von Zeit zu Zeit ein Mann Urlaub in die Kaserne bekam, um sich und einigen seiner Kameraden Brod zu holen. Einen solchen Urlaub nahm auch ich an diesem Tage. Schon um 2 Uhr Nachmittags trat ich meinen Weg in die Kaserne an, denn ich war in der dritten Ablösung und mußte, ehe ich Abends 4 Uhr auf den Posten kam, im Besitz meines Brodes sein, wenn ich anders nicht warten wollte bis zum andern Morgen. Nachts durfte man ja nicht mehr fort.

Als ich in mein Zimmer trat, saß Rottenmeister A. mit einigen dienstfreien Leuten unserer Obermannschaft am Tisch und las mit denselben Erbsen für die Menagelücke. Mit außerordentlicher Freundlichkeit, die ich an ihm gar nicht gewöhnt war, begrüßte er mich und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen, da er vieles mit mir zu sprechen habe. Ich setzte mich, bemerkte ihm aber, daß ich auf der Wache sei und mich deshalb nicht lange aufhalten könne. Er sprach mit mir, aber nichts Wichtiges, nichts was nur den geringsten Werth gehabt hätte, nur dummes, wirres Zeug schwatzte er im Allgemeinen durcheinander. Die Soldaten am Tische lachten ihn geradegu aus, ohne daß er es zu beachten schien. Man hätte ihn für betrunken halten können; er war es aber nicht, denn in seinen Spässen und Phrasen, die er machte, lag ein so herber, bitterer Ernst, eine so düstere, die ganze Welt geringschätzende Lebensanschauung, daß ich sein Gemüth für angegriffen, für krank hielt. Seine Ansichten liefen alle darauf hinaus, als ob der Mensch, der nicht Geld in Hülle und Fülle habe, gar nicht weiter werth sei, als daß er sich erschieße, und führte dann nach jeder solchen Phrase die Gesangbuchstellen an: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ und „Ein einziger Schlag kann Alles enden!“

„Der Mensch hat einen moralischen Katzenjammer“, dachte ich, erhob mich von meinem Sitze, entschuldigte mich wegen meinem Wachdienst und begann mein Brod zusammen zu packen.

„Was für ein Rottenmeister ist auf der Hauptwache?“ fragte er mich jetzt. Ich nannte denselben. „So? das ist ein guter Freund zu mir“, sagte er, „richten Sie ihm einen schönen Gruß aus von mir und ich werde ihn heute Abend besuchen, denn — wer weiß wie nahe mir mein Ende!“

Ich begab mich auf meine Wache zurück, entledigte mich daselbst meines Auftrags bezüglich des Grußes und begann mein Vesperbrod zu verzehren, ehe ich auf den Posten kam. Lange dachte ich über meines Rottenmeisters sonderbares Benehmen nach. Daß ihm sein Leben entleidet war, glaubte ich aus jedem seiner Worte herauszufühlen; denn wozu bediente er sich immer des Ausdrucks: „wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und „ein einziger Schlag kann Alles enden“, ein Mensch, der doch sonst so roh war und nichts weniger als fromme Anwandlungen hatte? Warum war er auf einmal so freundlich gegen mich, ganz gegen seine Gewohnheit, und hieß mich neben ihm Platz nehmen, indem er mir Vieles zu sagen habe? Und doch sagte er mir nichts! Hatte er etwas auf dem Herzen, das er mir sagen, das er mit mir ausgleichen wollte und doch den Muth nicht besaß, es zu thun? Quälte ihn sein Gewissen über die mir seit mehr als einem halben Jahr zugefügte Schmach? Hat er vielleicht mein Gedicht gelesen und sich darin als den Schulbigen erkannt, der mich beinahe zum Selbstmord getrieben hatte? Wollte er mich um Verzeihung bitten, oder es zuletzt durch Freundlichkeit wieder gut machen, was er an mir gesündigt? Ich wurde nicht klug daraus. Der Gedanke aber, daß Rottenmeister A. etwas Verdächtiges im Schilde führe, verließ mich den ganzen Abend, selbst auf meinem Posten nicht.

Abends halb acht Uhr kam Rottenmeister A. wirklich auf Besuch auf die Hauptwache. Er trug Mütze und Taschenmesser und hatte den Mantel umgehängt. In derselben traurig-heitern Stimmung, in welcher ich ihn schon am Nachmittage gesehen, begrüßte er die beiden Unteroffiziere der Wache, warf leichtfertig, ohne alle Beachtung des Anstandes, Mütze und Mantel ab und rief: „Heute muß noch Alles versoffen werden, wer weiß, wie nahe mir mein Ende! — Hier ist Geld — Feuerreiter*), Bier holen!“

Er bestellte zwei Maaß Bier, welches er mit seinen Freunden bald vertilgt hatte. Zwei bis

*) Feuerreiter hieß man denjenigen Mann auf der Wache, welcher im Wachzimmer sein Lederwerk abhängen durfte, dagegen aber allerhand Frohndienste leisten und Ausgänge besorgen mußte.

dreimal ließ er die riefige
schwatzte dabei immer und
kannte mirre Zeug durch
den ich wieder auf den
Ablösung um 12 Uhr
nicht mehr im Wach
gingen die Leute, die
gen, nachdem er noch
schwatzte habe.

Morgens in der Früh
als solcher Hauptwach
große Keuigkeit aus de
Rottenmeister A. werde
ganze Nacht nicht heim
kompagnie fessle beidg
Abendkommen mit de
Rottenmeisters in Verbind
die Vermuthung nahe l
ein Leben gethan habe
nicht mitgenommen, da
für spreche bereits ein
wichtiger Umstand: die
Schilfwache am östliche
Kasernehöfengel nämlic
welche gestern Abend ge
schen 6 und 8 Uhr a
Pavillon auf Posten ge
standen, habe gerufen
beiß sie etwa um die
8 Uhr aus dem hinteren
Kasernehofe einen Unter
offizier von wiewen Me
gnen habe herankom
men sehen, der unter sei
nem umgehängten Mantel
eine Schuppenbüchse getra
gen habe. Diese Ausfage
der Schilfwache sollte na
ch dem Befehle des Unter
offiziers eine Verhütung er
warte. Ein Soldat un
ter, er habe gestern
mit dem Rottenmeister
sich gehalten und ge
schrien und dieselbe beim
gehen habe, ehe er in
den sei.

Diese Mittheilungen
bedürfte zu begründen,
sich also erweisen hab
in sonderbares Beneh
in Betracht zog, worin
der und seinen Leben
erhalten gegeben hatte.

dreimal ließ er die riesigen Biergläser füllen und schwatzte dabei immer und immer wieder das bekannte wirre Zeug durcheinander. Um 10 Uhr kam ich wieder auf den Posten. Nach meiner Ablösung um 12 Uhr war Rottenmeister A. nicht mehr im Wachzimmer anwesend; er sei, sagten die Leute, etwa um 11 Uhr weggegangen, nachdem er noch viel närrisches Zeug geschwatzt habe.

Morgens in der Frühe kam ein Fourrier, der als solcher Hauptwachdienst hatte, und brachte eine große Neuigkeit aus der Kaserne mit, nämlich Rottenmeister A. werde vermißt. Derselbe sei die ganze Nacht nicht heimgekommen, und in seiner Kompagnie fehle zugleich eine Schützenbüchse, deren Abhandenkommen mit dem Verschwinden des Rottenmeisters in Verbindung gebracht werde und die Vermuthung nahe lege, er werde sich etwas am Leben gethan haben. Daß er die Schützen-

büchse mitgenommen, dafür spreche bereits ein wichtiger Umstand: die Schildwache am östlichen Kasernenflügel nämlich, welche gestern Abend zwischen 6 und 8 Uhr am Pavillon auf Posten gestanden, habe gemeldet, daß sie etwa um halb 8 Uhr aus dem hintern Kasernenhofe einen Unteroffizier von unserm Regiment habe herauskommen sehen, der unter seinem umgehängten Mantel eine Schützenbüchse getragen habe. Diese Aussage der Schildwache sollte nun sofort auf unserer Wache eine Bestätigung erfahren, die alle Zweifel heben mußte. Ein Soldat unserer Wachmannschaft erzählte, er habe gestern Abend, da Rottenmeister A. die Hauptwache besucht, außerhalb des Wachzimmers gestanden und gesehen, daß der Letztere eine Schützenbüchse unter seinem Mantel verborgen gehabt und dieselbe heimlich an den Gewehrständler gelehnt habe, ehe er in das Wachzimmer eingetreten sei.

Diese Mittheilungen genügten natürlich, den Verdacht zu begründen, daß Rottenmeister A. sich irgendwo erschossen habe, wenn man ferner noch sein sonderbares Benehmen vom vergangenen Tage in Betracht zog, womit er Jedermann aufgefallen war und seinen Lebensüberdruß unzweideutig zu erkennen gegeben hatte.

Ein Selbstmord.

Als wir Mittags nach 12 Uhr von der Hauptwache abgelöst waren, sprach man bereits in der ganzen Kaserne von dem Verschwinden des Rottenmeisters und von dessen muthmaßlichem Selbstmord. Nach einer diesbezüglichen Meldung an das Regiments-Kommando wurden auch sofort Nachforschungen nach dem Vermißten angestellt und Patrouillen nach verschiedenen Richtungen der Stadt ausgesandt. Zwei Tage lang streiften die Patrouillen im Bopserwald, im Hasenbergwald und auf der Feuerbacher Haide herum, ohne nur eine Spur von dem Gesuchten aufzufinden. Da lief plötzlich von dem benachbarten Orte Degerloch die Nachricht ein, daß in eben der Nacht, in welcher Rottenmeister A. spurlos verschwand, ein Mädchen noch spät — etwa um Mitternacht — an einem außerhalb des Orts befindlichen Brunnen Wasser

geholt und auf einmal ganz in ihrer Nähe einen Schuß abfeuern gehört habe, worauf eine in den Mantel gehüllte Militärsperson, von welcher augenscheinlich der Schuß hergerührt, wehklagend davon gesprungen sei. Als bald begab sich eine Kommission an den bezeichneten Ort und fand daselbst in dem zertrretenen und mit Blut bespritzten Schnee eine in der Mitte des Laufes entzwei gesprungene Schützenbüchse, welche sofort als die unserer Kom-

pagnie abhanden gekommene erkannt wurde. Der Pulverrückstand im Innern des Laufes der gefundenen Büchse ließ ferner erkennen, daß wirklich ein Schuß daraus abgefeuert worden war. Rottenmeister A. mußte also ohne Zweifel auf sich geschossen, aber sich nicht gut getroffen und dann vom Schmerz gepeinigt seine Schritte dem Neckar zugewandt haben, um daselbst seinen Leiden durch Ertränken ein Ende zu machen. Seine im Schnee zurückgebliebenen Fußspuren führten auch wirklich die Kommission dem Neckar bei Kannstatt zu.

Daselbst angekommen, fand man, hart am Ufer, Mantel, Mütze und Fäschinmesser des Rottenmeisters, letzterer aber schien sein Grab bereits im Neckar gefunden zu haben. Der Kragen des Mantels war von Pulver geschwärzt, mit Blut übergoßen und auf der linken Seite zerbissen,



Hier ist Geld — Feuerreiter, Bier holen!

nicht Rottenmeister werde, sondern in unbestimmten Urlaub komme. Dies geschah. Und ich danke Gott, daß es so gekommen ist; in meinem Berufe habe ich mehr Glück gehabt, als beim Militär.

Eines bezeichnenden Umstandes muß ich hier noch Erwähnung thun, nämlich daß Obermann R. am Tage meiner Beurlaubung beim Abschiedstrunke, zu welchem ich ihn geladen, mir Brüderschaft angetragen und mich meinen Bekannten gegenüber, die dabei waren, als einen der tüchtigsten Soldaten bezeichnet hat.

Vier Jahre später, nachdem ich bereits beabschiedet war, wurde ich in Folge Mobilmachung der Armee als Exkapitulant zeitlich wieder einberufen und zum Unteroffizier befördert. Nach drei weiteren Jahren mußte ich als Landwehr-

Unteroffizier zur Erlernung des neuen Exerzier-Reglements und im Jahre 1870 zum Dienst in der Landwehr einrücken. Seit dem glorreichen Feldzug aber, der uns die deutsche Einheit gebracht, ist meine Militärpflicht zu Ende und ich bin stolz darauf, daß es mir vergönnt war, an diesen großen nationalen Werke als Kombattant Theil zu nehmen. Möge Gott unser deutsches Vaterland in künftigen Zeiten beschirmen und segnen. Mögen unsere jetzigen deutschen Militär-Anstalten Pflanzstätten der Vaterlandsliebe, der Bildung und Humanität sein und bleiben für und für, damit jeder junge Mann mit Lust und Liebe seiner Militärpflicht Genüge leisten möge, nicht aber durch willkürliches Verfahren und rohe Behandlung eingeschüchtert und zur Verzweiflung getrieben wird, wie es damals bei mir der Fall war.

Enttäuschung.



Köchin: So, mein lieber Fritz, nun laß Dir's gut schmecken.

Grenadier: Ja, du liebes Luisehen! Wo soll ich nur all' die Fourage hinstecken? — O Gott! wenn doch nur unser Oberst etwas vernünftiger wäre, dann — — —

Köchin (ihn hastig unterbrechend): Dann ließe er uns heirathen und — — —

Grenadier: Hm — — — ja — auch das; aber vorerst ließe er uns größere Rock- und Hosen-taschen machen.

Sorgenfreie Zukunft.



Jetzt sind wir bei den Bauern lange genug im Taglohn gewesen: wir ziehen in die Stadt und nach zwei Jahren schaffen wir nur noch zum Zeitvertreib.

Das liebste Geschäft.

Der Jakoble war in der Stadt bei einem Schreiner in der Lehre und besuchte an Pfingsten zum erstenmal seine Eltern. „Nun, wie g'fällt dir's bei dei'm Meister?“ begrüßte ihn sein Vater. „Ho, guat.“ „Und was thuast am Liebste im G'schäft?“ „Am Liebste thu'n i uffräume und nachher Feierabend mache“, bemerkte kurz und trocken Jakoble.

Etwas Weniges vom menschlichen Leibe.

Von Aug. Sch.

Der Kalenderschreiber hat sich nicht etwa nur darum den Namen „Vetter vom Rhein“ beigelegt, daß er seine Freunde haben möge an der schönen Benennung; glaub' mir's vielmehr, geneigter Leser, s'ist mir ein wahrhaftiger Ernst damit, Dir in der That und Wahrheit auch das zu sein, was mein Name besagt. Darf'st mir fest vertrauen, wenn ich Dir in meiner Eigenschaft als Kalendermann durch wohlgemeinte Rathschläge und Belehrungen nützen und frommen kann, so geschieht es mit aller Bereitwilligkeit. — Bin's überzeugt, daß in den Kreisen, in denen mein Kalender freundliche Aufnahme findet, da und dort Einer steht, der mehr Wissenschaft und Erfahrung, auch wohl mehr Muse hat als der Vetter vom Rhein, denn der ist ein so vielgeschäftiger und geplagter Mann, daß er oft nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Einen Solchen möchte ich hier gleich versichern, daß ihm die Spalten meines Achtzigers, auf dessen Zustandekommen ich zum Voraus rechne, mit allem Willen geöffnet werden sollen.

Nun zur Sache. Wie die Ueberschrift besagt, merkst Du schon, ich fange diesmal bei Dir selbst an. Was soll ich denn Neues über meinen eigenen Leib erfahren? denkt wohl Mancher, den kenne ich doch selbst am besten mit seinen Vorzügen, wie mit seinen Mängeln und Gebrechen. Ob Du mit dieser Behauptung Recht hast oder nicht, darüber will ich nicht mit Dir streiten. Ich denke nicht an den Leib eines Einzelnen, über den mag Jeder seine eigenen Betrachtungen anstellen; ich möchte vielmehr über den menschlichen Leib überhaupt Etwas bemerken, von dem dann Jeder sich irgend eine Nußanwendung machen kann. Vielleicht, wenn wir am Ende unserer Betrachtung angelangt sind, gibt Dieser oder Jener zu: S'ist doch wahr, man lernt nicht aus, so lange man lebt, und er ist dankbar für die Belehrung.

Daß der Mensch die Krone der Schöpfung genannt wird, wer hätte das nicht schon gehört? Stellen wir uns an die Wiege eines Neugeborenen, so begreifen wir das nicht sofort. Du, lieber Vater, und Du, liebe Mutter, hast mit Recht eine unbefreibliche Freude, wenn Dir ein Kindlein geboren wird, absonderlich, wenn Dir's erst noch gleich steht, wie ein Ei dem andern, seine Augen, seine Nase, seinen Mund oder so etwas mit Dir gemein hat. Ist auch dieser oder jener der

genannten Theile an Dir nicht besonders schön geformt, was schadet's? Es ist ein Glied Deines Leibes, darum bist Du drein vernarrt und überglücklich, wäre auch bei Deinem Sproßling wie bei Dir der Mund oder die Nase nicht eben normal oder ebenmäßig. Ihr guten Eltern wißt aber recht wohl, daß mit der Freude auch die zahllosen Mühen und Sorgen für Euch um eures Lieblings willen anfangen. Wohl klein und zart ist der Leib des Neugeborenen, aber auch so hilflos in der ersten Zeit seines Lebens, wie nicht leicht bei einem zweiten Geschöpf. Sieh' ein Küchlein an: kaum ist es aus dem Ei geschlüpft, so geht es seinem Futter nach und pickt gierig das Körnlein von der Erde auf. Das neugeborene Kalb springt gleich munter umher und findet von selbst das Futter der Mutter, das seine Nahrung enthält.

Das Thier wächst auch schneller und ist früher ausgewachsen als der Mensch, der dazu immerhin seine 18—24 Jahre braucht. Warum geht's denn bei dem so langsam? fragst Du. Antwort: der Leib des Menschen ist zu wichtigeren Zwecken bestimmt als der der Thiere, und darum wundere Dich nicht so sehr, wenn er auch längere Zeit braucht, bis er ausgebildet ist.

Jeder weiß, daß die Thiere durchschnittlich mehrere Junge auf einmal bekommen, während es beim Menschen nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge bei einem einzigen Neugeborenen sein Bewenden hat. S'ist auch genug an einem für jedesmal, denkt Mancher, und nicht immer ist es so, wenn Zwillinge oder gar Drillinge geboren werden, daß die Freude auch eine doppelt und dreifach größere ist. Daß 4 Kinder mit einander zur Welt kommen, ereignet sich unter 40,000 Fällen höchstens einmal. Derartige Kinder vermögen in der Regel ihr Dasein nicht lange zu fristen.

Bei allem Körperlichen fragt man gerne nach Maß und Gewicht. Kommen die Verwandten und Nachbarn, um Dich wegen des Neugeborenen zu beglückwünschen, so nimmt der Eine oder der Andere das Kindlein prüfend auf seine Arme, und kommt's ihm leicht vor, so wird den Eltern prophezeit, daß es ihnen gelingen werde, das Kleine groß zu ziehen. Willst Du's genau wissen, wie groß und wie schwer, so nimmst du Meterstab und deutsches Reichsgewicht zu Hilfe und über-

zeugt dich: es hat seine 50—60 cm. Länge und eine Schwere von beiläufig 6—8 Pfund oder 3—4 Kg. Geht im Wachsthum alles seinen geordneten Gang und Du fängst im 3. Jahre wieder an zu messen, siehe, so ist der junge Mensch ungefähr halb so lang, als er es mit 18 bis 20 Jahren sein wird, zu welcher Zeit er seine volle Länge erreicht, vorausgesetzt, daß er bis dahin noch lebt.

Mit der Größe entwickelt sich auch die Kraft. Das alles ist aber nicht unter allen Verhältnissen und in allen Ländern so gleich, wie bei einem Regiment Soldaten die Uniform. In unserem großherzoglich badischen Lande, dergleichen in unserem ganzen deutschen Reiche mit seinem gemäßigten Klima steht der junge Mensch mit 18 bis 24 Jahren in seiner vollen Kraft da. Steigt man aber hinauf in den kalten Norden oder hinab in den heißen Süden und beseht sich dort den Entwicklungsgang der Menschen, so wird man finden, daß es da allerdings anders ist, sofern in nördlicheren Ländern die vollständige Körperentwicklung später, in südlicheren dagegen früher eintritt. Will man bei diesem Entwicklungsprozeß verschiedene Stationen machen, so kann man reden vom Säuglings-, Kindes-, Jünglings-, beziehungsweise Jungfrauen-, Mannes- und Frauen- und zuletzt vom Greisenalter. Im Mannesalter, etwa vom 24. bis 25. Lebensjahre, steht der Mensch in seiner Reife da, was jeder an sich selber am besten spürt, wenn er in diesem Alter steht.

Das Normalgewicht eines vollständig ausgewachsenen Mannes beträgt 120 Pfund, zuweilen etwas mehr, meinetwegen auch etwas weniger. Wem aber Essen und Trinken mehr als gewöhnlich schmeckt, wer gut verdaut und daneben auch ungestört der Ruhe pflegen kann, der wird staunen, welche ungeheure Dimensionen in kurzer Zeit sein Schmerbauch annimmt, wenn er dazu Anlage hat. Ich meinstheils beneide keinen um eine derartige Wohlbeleibtheit, denn in meinem hageren Leibe fühle ich mich recht wohl.

Keine Regel ohne Ausnahme. Laß Dir einmal erzählen von sehr kleinen Menschen, genannt Zwergen. Da lese ich von einem Engländer, der in seinem 24. Lebensjahre nach damaligem altem Maße, das Du Dir noch recht wohl wirst vorstellen können, nur 2 Fuß 4 Linien groß war und ein Alter von 63 Jahren erreichte. Hätte dieses Männlein auch sehen mögen, denkst Du.

Höre noch von einem Andern. Der wog, als er sein irdisch Dasein erblickte, 34 Loth, sage 34 Loth, keines mehr und keines weniger. Die Kosten für eine Wiege blieben den Eltern erspart,

er konnte sich's bequem machen in einem Holzschuh. Als der Bursche 6 Jahre alt war, hatte er sich allerdings gemacht, denn jetzt maß er seine 15 Zoll und hatte ein Gewicht von 6½ Pfund. Besehen wir auch seinen Geist: der war schwach und fast so stumpf wie bei einem Thiere. Schon in seinem 20. Jahre fing der Mensch an, greisenhaft zu werden. Seine Körperlänge steigerte sich auf 33 Zoll. Wie unglücklich!

Wie glücklich doch Du mit gesundem Leibe und fröhlichem Geiste. Dank's auch Deinem Schöpfer.

Nun vom Gegentheil. Wie mit Zwergen, so kann ich auch mit Riesen aufwarten. In den nördlichen Theilen von Europa trifft man nicht selten Leute von 7—8 Fuß Höhe, was nach der neuen Mode akurat 2 Meter und etwas darüber macht. Ein Finne, der im Jahre 1703 geboren wurde, maß sogar 8 Fuß und noch 4 Zoll. Dieser Mann bildete sich so viel auf seine Körpergröße ein, daß er darauf reiste und sich um's Geld sehen ließ. In Preußen wäre ihm das beinahe schlecht bekommen. Der damalige König, der ein Regiment aus lauter ungewöhnlich großen Männern hatte, wollte ihn nolens volens, d. h. wohl oder übel, in den Soldatenrock stecken, welcher Ehre er nur dadurch entging, daß er eiligst die Flucht ergriff.

Noch Einen weiß ich, einen Irländer, der war 9 Fuß lang, wahrhaftig eine respektable Länge. Es kommt noch verwunderlicher. Sollte Einer meiner freundlichen Leser einmal in das heftige Universitäts-Städtchen Marburg an der Lahn kommen, so kann er sich dort ein Riesen-Skelett zeigen lassen, das ist ein Knochenmensch, der bei Lebzeiten den Läufer König August's des Starken vorstellte. Besagtes Skelett mißt seine 9 Fuß 3 Zoll rheinisch.

Du sollst auch etwas erfahren von ungewöhnlich dicken und schweren Menschen. In Sachsens Hauptstadt, Dresden, lebte einer, er war Künstler, ein Säger, der maß 6 Fuß 4 Zoll; sein Leib hatte ein Gewicht von 420 Pfd. und einen Umfang von 9 Fuß. Bei diesem Mann machten Tuchmacher und Schneider keine schlechten Geschäfte, denn zu einem Rock brauchte er 9 Ellen Tuch, während deren 3 bei einem gewöhnlichen Menschen mehr als genug sind. Nach seinem Tode steigerte ein kleiner Herr ein Paar Hosens von ihm, und: o Wunder, o Freude! das reichte dem Kleinen zu einem vollständigen Anzuge.

Ein Engländer, seines Zeichens ein Gewürzkrämer, der im Jahre 1850 verstorben, hatte das erstaunliche Gewicht von 465 Pfd. 12 Männer

waren nothwendig, um ihn auf den Leichenwagen zu heben.

Schließlich noch ein Pracht-Exemplar derart aus der Neuzeit. Ein wohlbeleibter Gastgeber ist der Wirth zum „Herzog von Wellington“ in der englischen Kohlenstadt Newcastle-on-Tyen. Seine Körper-Verhältnisse sind von so außergewöhnlicher Beschaffenheit, daß ihm die medizinisch-chirurgische Zeitschrift „Lanzette“ einen eigenen Artikel widmet. In der That kann sich Herr Cambell — dies ist der Name des Glücklichen — rühmen, der größte Untertban der Königin Viktoria zu sein. Seine Leibeslänge beträgt nicht weniger als 6 Fuß 4 Zoll, sein Gewicht die Kleinigkeit von 416 Pfd. Er mißt über die Brust 96 Zoll, um die Taille 85, um die Waden 35. Gebürtig von Glasgow als das jüngste von 7 Geschwistern, deren keines sich vor andern Menschenkindern auszeichnet, hat er eben seine 21 Jahre vollendet. Sein Vater war zwar gleichfalls sehr groß, aber von mittlerem Gewicht; seine Mutter, eine Frau von mittlerer Größe, erreichte das Durchschnitts-Gewicht von Frauen ihrer Größe nicht. Dagegen zeigte sich der Sohn schon bei der Geburt sehr wohl gerathen; mit 9 Monaten wog er 32 Pfd., mit 10 Jahren 146 Pfd. Seither hat er stetig zugenommen, so daß er sich wegen Mangels der nöthigen Beweglichkeit genöthigt sah, sein Gewerbe als Buchdrucker aufzugeben. Der sachmännische Berichterstatter der „Lanzette“ hat in Hrn. Campbell einen intelligenten Mann von angenehmen Manieren und guter Gesundheit gefunden; sein Appetit ist mäßig, sein Bedürfniß an geistigen Getränken bemerkenswerth gering, dagegen ist er ein leidenschaftlicher Raucher. Der Frequenz seiner Wirthschaft ist die außergewöhnliche Körperfülle des Besitzers sehr zuträglich.

Alles, was von unten ist, vergeht, das ist eine Thatfache, die auch der Ungläubigste zugibt, und so ist es auch mit dem menschlichen Leibe, wohl gemerkt nur mit dem Leibe. Bald, ja bald, als Manchem lieb ist, nehmen die Körperkräfte wieder ab, man altert und schließlich stirbt man. In gar vielen Fällen bleibt's nicht bei der biblischen Regel, daß des Menschen Leben währet 70 oder 80 Jahre, gar mancher stirbt früher dahin. Wenn Du ins alte Testament hineinsiehst, da staunst Du über das hohe Lebensalter, besonders der Vorsündfluthlichen und hast, wenn es Dir in diesem Erdenhale so erträglich geht, den geheimen Wunsch: Ach möchte ich doch Methusalas Alter erreichen! denn der brachte es auf seine 969 Jahre. Mancher denkt auch, wenn er unsere Verhältnisse nimmt; das ist Schwindel, wer weiß, ob's wahr

ist? Lieber Freund, die Hand auf den Mund und geschwiegen. Was die Bibel sagt, ist untrüglich wahr und daß die Leute damals ein so ungewöhnlich hohes Lebensalter erreicht haben, hat seinen guten Grund, wenn Du ihn auch nicht einsehst. Es ist nach und nach anders gekommen, wie Du findest, wenn Du etwa den 90. Psalm schon gelesen hast. Doch auch noch zu unsern Zeiten hört man von Menschen, welche, wiewohl selten, 100 Jahre und darüber alt geworden sind. Um für diese Behauptung Beispiele namhaft zu machen, haben wir das günstigste Terrain, wenn wir wieder in den hohen Norden hinaufsteigen. Im großen kaiserlich-russischen Reiche starben im Jahre 1853 nicht weniger als 316 Personen im Alter zwischen 100 und 110 Jahren; 91 Personen erreichten ein Alter von 110 bis 120 Jahren; 20 wurden 120 bis 125 Jahre, 2 sogar je 135 und einer 140 Jahre alt. Der älteste Mann, von dem man in Schweden weiß, erreichte ein Alter von 147 Jahren 2 Monaten und lebte unter 10 Königen und Regenten. Bilde Dir deshalb ja nicht ein, Du möchtest ein Bewohner des hohen Nordens sein, es hat dort auch seine Mucken. In England habens Manche in dieser Hinsicht noch weiter gebracht. Einer, ich will seinen Namen nicht nennen, starb im Jahre 1635 in einem Alter von 152 Jahren 9 Monaten. Es kommt aber noch dicker: der Älteste der Ältesten war ebenfalls ein Engländer, der im Jahre 1690 in einem Alter von 169 Jahren verstarb.

Ich muß mich noch etwas genauer übers Sterben mit Dir auseinandersetzen, selbst auf die Gefahr hin, daß es Dich nicht sonderlich erbaut, von Nutzen mag Dir's vielleicht doch sein, darum höre es auch noch an. Gewiß hast Du schon haarsträubende Geschichten von Solchen gehört oder gelesen, welche in dem guten Glauben, sie seien todt, in Wirklichkeit aber waren sie nur scheidt, lebendig begraben worden sind und drunten in der kühlen Behausung entsetzliche Kämpfe durchzumachen hatten, bis sie wirklich starben. Ich muß es Dir leider bestätigen, daß nicht alle derartigen Geschichten Märchen, sondern zum Theil wirkliche, leidige Thatfachen sind. Aber fragst Du vielleicht verwunderlich: 's ist doch kein Lebender bei einem Solchen drunten gewesen und hat's mit angesehen, wie es bei seinem Wiedererwachen hergegangen ist. Das nun allerdings nicht. Doch weißt Du, daß schon vielfach Leichen wieder ausgegraben worden sind, zu welchem Zweck, darauf wollen wir uns hier nicht näher einlassen. An deren ausgerauten Haaren, zerrissenen Sterbekleidern, zerfetzten Nägeln zc. fand man die leidige

Ursache des Wiedererwachsens bestätigt. Angenehm ist es Dir von Wichtigkeit, wenn man sich von dem was eines Menschen überzeugen will ja nicht denken: Das Wiedererwachen und laßt seine Wachen. Wer's nicht weiß, welche mit dieser Sache in seinem Fall, ja die Befähigung dienen, wenn Einiges versteht. Du bist Deiner Sache nicht vollkommen gewiß, wenn Dein Name in Dir ist an die Brust des Menschen herabgelagert. Hörst Du das da drinnen nicht? Ich weiß genug: der ist die größte Krankheit des Menschen, welcher in der Vertheilung eines Menschen, welcher von dem Menschen, die es der Mensch nicht bei Irrtheilens, zu dem allen Umständen kann eine erhalten und nicht immer.



Thatsache des Wiedererwachens im Grabe zur Genüge bestätigt. Angesichts solcher Erscheinungen muß es Dir von Wichtigkeit sein, zu erfahren, wie man sich von dem wirklich eingetretenen Tode eines Menschen überzeugen kann. Du mußt hierbei ja nicht denken: Das überlasse ich getrost der Leichenschau und lasse mir darüber keine grauen Haare wachsen. Merke: nicht überall sind die Leute, welche mit dieser Funktion betraut sind, die zuverlässigsten und gewissenhaftesten, und Schaden kanns in keinem Fall, ja es kann Dir nur zur Beruhigung dienen, wenn Du davon auch etwas Weniges verstehst.

Du bist Deiner Sache vom Gestorbenen noch nicht vollkommen gewiß, wenn Du den kalten starren Leichnam vor Dir liegen hast. Lege das Ohr an die Brust des Verstorbenen und achte auf seinen Herzschlag. Hörst Du in der Zeit von 5 Minuten da drinnen nichts mehr vom Klopfen, so bist Du's gewiß: der ist wirklich todt. Das untrüglichsste Kennzeichen des eingetretenen Todes ist die Verbreitung eines starken Leichengeruchs im Zimmer, welcher von der eintretenden Fäulniß herrührt, die an der bläulich-grünen Färbung, zunächst des Unterleibes, zu erkennen ist.

Unter allen Umständen lasse den Todten erst in seinem Bette erkalten und bringe ihn dann in ein kaltes Zimmer.

Man nimmt an, daß der Mensch im Durchschnitt ein Alter von 33 Jahren erreiche und zwar darum, weil man berechnet hat, daß in 100 Jahren 3 Geschlechter nacheinander leben können. Es ist nun keine Frage, daß Manche doppelt so alt und noch älter werden; ebenso gewiß ist es aber auch, daß Viele lange vor dem Alter von 33 Jahren sterben. Das mittlere Lebensalter ist auch nicht in allen Ländern gleich, höher namentlich in solchen Ländern, in denen eine bessere kräftigere Ernährung stattfindet.

Unter je 100 Menschen sterben etwa etliche und 50 zwischen der Geburt und dem 20. Lebensjahre, 23 zwischen 20 und 60 Jahren und 20 in dem Alter über 60 Jahren. Verhältnißmäßig am meisten Menschen sterben vor dem vollendeten ersten Lebensjahre.

Diejenigen, welche über derartige Verhältnisse ein ziemlich sicheres Urtheil haben, nehmen an, daß auf dem Erdenrunde ungefähr 1000 Millionen Menschen leben und daß auf jede Minute 63 Gestorbene und 70 Geborene kommen, also mehr Menschen geboren werden als sterben. Nun sei's mit diesem genug vom Leben und Sterben. Ueberlege Dir, lieber Leser, das Gesagte in den kommenden langen Winterabenden. Im Uebrigen Gott befohlen auf ein gesundes fröhliches Wiedersehen in dem zu hoffenden Jahre des Herrn 1880.

Der vorlaute Knabe.



Herr Spatz, Sie werden nicht mehr lange bei uns essen, denn der Vater sagte heute früh: Mit der Schmarokerei muß es jetzt bald ein Ende nehmen.

Die zweckmäßige Frau.



Sieht, Neßi, ich freue mich recht sehr, daß wir endlich unser Ziel erreicht haben und bei einander sind — hab' ich doch jetzt Jemanden, der mir die Fensterläden schließen kann.